

Zeitschriftenchau.

- Anzengruber's Briefe.** Von Rud. Fürst. Litterar. Echo. 8.
Bilderzeitung, Die der Zukunft. Lotse. 16.
Buddenbrooks. Von Otto Grautoff. Lotse. 14.
David, J. J. Von Hans Bethge. Litterar. Echo. 8.
Schmel's Lyrik. Von Hans Fr. Frey. Internat. Litteraturberichte. 26.
Détadence. Von D. Stauf v. d. March. Neue Bahnen. 1. 2.
Dialektstücke, Oesterreichische. Von Hans Sittenberger. Litterar. Echo. 8.
Dichter, Soll er einen bürgerlichen Beruf haben? Von Hans v. Hopfen. Litterar. Echo. 7.
Drama, Der Streit über das moderne. Von Hans VArronge. Deutsche Heimat. 14.
Grabbe. Von Oskar Friedländer. Gesellschaft. 1.
Grabbe, Ein Gedenkblatt. Von G. A. Regener. Kyffhäuser. 19.
Grillparzerstag, Zum. Von Jos. Trübzwasser. Neue Bahnen. 2.
Grillparzer's Deutschtum. Von Jos. Trübzwasser. Kyffhäuser. 20.
Gamerling, Robert. Von Chr. Schmitt. Erwinia. 4.
Heimatkunst. Von Aug. Fr. Krause. Osten. 1.
Heimatkunst in der Höhentkunst. Von Hans v. Wolzogen. Deutsche Heimat. 12.
Hille, Peter. Von Ludw. Bräutigam. Gesellschaft. 6.
Jesudramen, Zwei griechische. Von Aug. Wünsche. Internat. Litteraturberichte. 26.
Kämpf, Karl. Von Th. v. Galecki. Gesellschaft. 1.
Kaiserliche Kunst. Von Otto Brandis. Lotse. 14.
Kinderbücher, Neue. Von Eugen Kalkschmidt. Deutsche Heimat. 12.
Kunst, Die moderne und der Typus. Von Paul Ernst. Deutsche Heimat. 15.
Lorn's Weltanschauung. Von Susanna Rubinstein. Internat. Litteraturberichte. 1.
Lyrik, Neue. Von Ad. Brieger. Internat. Litteraturberichte. 26. 1.
Lyrik, Zwei Bücher. Von M. v. Stern. Neue Bahnen. 2.
Miegel, Agnes. Von Karl Enders. Deutsche Heimat. 15.
Naturwissenschaftliche Litteratur. Von Wilh. Bölsche. Litterar. Echo. 7.
Niehsche's Nachlaß. Von J. Hollitscher. Wage. 2.
Nordische Bücher, Neue. Von Otto Stöhl. Wage. 52.
Opern, Drei neue. Von Max Steiniger. Gesellschaft. 6.
Plakatkunst, Deutsche. Von Mil Richter. Nord und Süd. 298.
Preßeren, Franz. Von Ad. Hauffen. Litterar. Echo. 8.
Roever, Friedrich, Zur Erinnerung an. Von Jos. Joesten. Nord und Süd. 298.
Schillerpreis, Der. Von Ernst v. Wildenbruch. Litterar. Echo. 7.
Sprachgeschichte, Aus der deutschen. Von Herm. Wunderlich. Litterar. Echo. 7.
Stehr, Hermann, Dichtungen von. Von Martin Kriele. Lotse. 13.
Stein, Heinrich von. Von Friedr. Poste. Deutsche Heimat. 14.
Theaterzensur. Gesellschaft. 1.
Trabert, Adam. Von B. B. Hessenland. 2.
Waldkunst. Von Rob. Mielke. Deutsche Heimat. 16.
Weltanschauungsroman, Ein. Von Heinr. Hart. Litterar. Echo. 7.
Wiener Litteratur. Von Rud. Lothar. Litterar. Echo. 8.
- Ferner:
Die Feder. Nr. 61 u. 62.
Freya. Nr. 15—20.
Der Scherer. Nr. 1—3.

Unverlangt eingehenden Beiträgen sind die nötigen Briefmarken beizufügen, wenn im Falle der Unverwendbarkeit die Rücksendung gewünscht wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Warneke, Braunschweig, Hasanenstraße 51 a.
Verlag: Gose & Tetzlaff, Berlin W. 35. — Druck: Herrcke & Gebeling in Stettin, Pölitzerstraße 81.

Monatsblätter

für

Deutsche Litteratur.

VI. Jahrgang.

März 1902.

Heft 6.

Der Träumer.

Wie schnell die Jugend flieht! Du glaubst es kaum,
Wie schnell der Glückestag Dir mag verstreichen!
Im Rosenhag der blütenreiche Traum
Kann scheuer nicht und schmerzlicher entweichen.

Noch gestern zogst Du froh durchs Land dahin,
Die letzte Nacht noch hast im Freundeskreise
Gepriesen singend Du den leichten Sinn, —
Und jetzt ist er verhallt wie jene Weise!

Denn kühl umziehn des Lebens Schauer Dich,
Du ringst mit andern in der Rennbahn Schranken
Und — strebst umsonst! Ein Träumen nahet sich,
Und auf in Träumen gehn Dir die Gedanken!

Vereinsamt stehst Du, und in leisem Schmerz
Küßt Schwermut Dir die Träumerstirne wieder,
Nichts blieb Dir als Dein weiches Kinderherz
Und eine Handvoll märchensüßer Lieder!

Dresden.

Börries Freiherr von Münchhausen.

Sympathie.

's war nur ein flüchtiges Begegnen,
Ein Blick von mir — ein Blick von Dir;
Und dennoch sprach ich still zu mir:
Die Liebe Gottes mag Dich segnen!

Zittau.

Otto Promber.

Und wenn sich die Liebe schlafen legt,
Versinkt nur ihr Sinnen und Sagen;
Das Herz, das glühend weiter schlägt,
Wird hoch emporgetragen.

Dann wird es durchleuchtet vom eigenen Glüh'n,
Es blickt in verborgenste Fernen, —
Es hört das heimlichste Leben blüh'n
Und spricht mit den ewigen Sternen.

Von gewaltigen Wonnen durchflutet, umrauscht,
Erschauert's im tiefsten Grunde,
Als hätt' es das Weltengeheimnis erlauscht
Als süße, erlösende Kunde. —

Doch ruft es die helle Morgenstund'
Zurück in den Lebensreigen,
Neigt wieder entfremdet sich Mund zu Mund
In hilflos sich sehndem Schweigen.

Berlin.

Karl Kuhl.

Hand in Hand.

Da wandeln zweie Hand in Hand
Im bunten Strom der Menge,
Nur Herz dem Herzen zugewandt
Und Aug' in Auge nur gebannt
Im wogenden Gedränge.

Da wandern zwei der Welt entrückt,
Die sie doch laut umflutet,
Vom Minnezauber ganz berückt,
Wie sel'ge Kinder, traumverzückt
Vom Glück, das sie durchglutet.

So Aug' in Aug' und Hand in Hand,
Ach, könnt' ich mit Dir wandern,
Ein sel'ger Gast im Mittelnd,
Ganz Dein, ganz holder Unverstand
So mitten in den andern!

Berlin.

Elisabeth Kolbe.

Inselglück.

Mit still'ren Künsten weiß hier zu entzücken
Ein sanft'res Treiben, das des Ziels vergaß;
Ist eine Welt, wo Seelen sich beglücken,
In denen tagessehn die Liebe saß.

Nun leb' ich erst, was mir ein Traum gegaukelt,
Wenn mich die Nacht bei meinem Werke fand,
Und wie die Welle weich ein Schiffelein schaukelt,
Spielt um mein Leben lüde Deine Hand.

Weimar.

Wilh. Arminius.

Sehnsucht.

Meine Sehnsucht steht vor Deiner Thür . . .
Meine Sehnsucht legte sich aufs Wandern,
Ließ den Glanz — die laute Lust den andern;
Zog hinaus im dunklen Trauerkleide,
Irrte nachts durch schneeverwehte Heide,
Fand am Ende doch den Weg zu Dir . . .
Meine Sehnsucht steht vor Deiner Thür.

Meine Sehnsucht harret vor Deiner Thür . . .
Öffnest Du mit einem Liebesworte
Ihr die kleine, festverschloßne Pforte? —
Läßt Du sie nach heimatlosem Hasten
Selig-still an Deinem Herzen rasten? —
Dunkel ist's und kalt und traurig hier . . .
Meine Sehnsucht harret vor Deiner Thür.

Schönow.

Hannah Ehlers.

Polnisches Mädchenlied.

Küßt der laue Nachtwind meine Lippen, —
Blickt der blasse Mond mir in die Augen, —
Ach, was soll mir, Mond, dein lautlos flüstern,
Was dein toter Blick, o Mond, mir taugen?

Röter würden meine Lippen blühen,
Wenn der liebe Liebste je sie küßte,
Funken bligten meine braunen Augen,
Wenn der Liebste meine Liebe wüßte!

Stettin.

Marie Elisabeth Bahr.

Der bunten Freude abzusagen . . .

Der bunten Freude abzusagen
Und eines Lebens ganze Last
Durch öde Tage hinzutragen,
Ganz ohne Raft,
Kannst Du das, Herz?
Und, wenn die Kniee brechen,
Im letzten Seufzer Dir der Mund erblaßt,
Mit leisem Lächeln still das Amen sprechen?
Neuwied a. Rh. Paul Steinmann.

Unser Heim.

Du weißt, nicht Gold und Glanz erwarten Dich,
Wenn Du mir folgst in Deiner Liebe.
Das Glück beschenke nur bescheiden mich,
Auf daß der Sorge Sohn ich bliebe.
Doch sollen Rosen uns im Garten blühen . . .
Und wenn Du müd vom Tag geworden,
Dann wird mein Lied durch Deine Seele ziehn
Mit weichen, schmeichelnden Akkorden.
Greifswald. Albert Antoni.

Fräulein Julie.

Novelle von Marie Petri.

Der würdige Herr Konsistorialrat Römheld saß über seinen Schreibtisch geneigt im behaglichen Wohngemach. Draußen schallte der Straßenlärm der alten Stadt Braunschweig, drinnen aber war's stille und man hörte nichts, als das Kragen des Gänsefelles auf dem Papier. Es war noch früh am Morgen, dennoch schien die Augustsonne des Jahres 1842 schon voll ins Fenster und liebte mit heißer Hand das kahle Haupt des alten Herrn.

Plötzlich ward die Thüre aufgerissen, und ein Frauenzimmer stürmte herein, hochrot von Hast und Aufregung.

„Vater,“ rief sie, „Vater, Umland ist in der Stadt!“

Langsam richtete sich der alte Herr auf, langsam nahm er die Brille von der Nase und sah seine Tochter verständnislos an, denn es war ihm nicht gegeben, seine Gedanken schnell vom Papiere zu lösen, an dem sie hafteten. Damit aber war seiner lebhaften Tochter wenig gebient; sie legte ihm die Hand auf die Schulter und schüttelte ihn sanft.

„Hörst Du nicht, Vater? Umland ist in der Stadt, und ich muß ihn sehen!“

Jetzt hatte der Vater begriffen. „Umland! Hm! Nun, so gehe hin, mein Kind!“

„Ich weiß nicht, wo er ist, Vater. Du mußt hingehen und Dich erkundigen. Es heißt, er hätte gestern im Archiv gearbeitet!“

„Ich habe nicht Zeit. Du weißt doch, daß ich heute zur Sitzung nach Wolfenbüttel muß.“

„Es ist noch sehr früh, und Du kannst schnell wieder hier sein. Bitte, liebes Väterchen, thue es nur! Komm, ich helfe Dir.“

Brummend fügte sich der alte Herr. Die Tochter holte ihm die Stiefel aus der Kammer und den feinen schwarzen Tuchrock, sie nahm die hohen steifen Vatermörder aus der Kommode, legte sie an die schmalen Wangen und wickelte das feine weiße Battisttuch dreimal um den Hals, wie es sich für einen ehrbaren geistlichen Herrn gehörte. Zuletzt hob sie behutsam den Haubenstock vom Schranke, der die schöne bräunliche Perrücke trug, und bedeckte damit das kahle Haupt. Wohl stöhnte der Herr Vater noch ein wenig, aber gehorsam nahm er Hut und Stock zur Hand und wanderte würdig die Straße hinunter.

Fräulein Julie blieb allein; ordnend fuhr sie im Zimmer umher und legte doch vor Aufregung alles verkehrt hin. Umland in Braunschweig, der gefeierte

Dichter, dessen Sammlung Gedichte soeben die zwölfte Auflage erlebt! Für den sie schon lange eine stille Verehrung im Herzen trug und dessen Lieder ihr ganz zu eigen geworden! Sie sollte ihn sehen, ja vielleicht sogar sprechen! Welch ungeahntes Glück!

Fräulein Julie war keine Schönheit, und die Jugend lag weit hinter ihr. Ihre kurze, breite Figur steckte in loser, nachlässiger Kleidung, ohne Geschmack geordnet, aus dem breiten, rötlichen Angesicht blickten kleine, schmale Auglein unruhig umher, und die dunklen, bereits mit einzelnen Silberfäden durchzogenen Haare lagen wirr auf der Stirne. Man sagte von ihr, daß das Hauswesen ihres Vaters unter ihrer Leitung einen unordentlichen Gang gehe, dafür aber stand sie im Rufe eines gelehrten Frauenzimmers. In den alten Sprachen galt sie für wohl bewandert, und in stillen Stunden pflegte sie selbst Verse zu schmieden, die schon manches Mal den Weg in heimische Blätter gefunden und ihren Namen in ihrer Vaterstadt bekannt gemacht. So dünkte sie sich dem durchreisenden Dichter geistesverwandt und verlangte nach seiner Bekanntschaft.

Trotz aller Begeisterung vergaß sie nicht, dem Vater ein gutes Frühstück zu rüsten, und als er endlich eiligen Schrittes zurückkam, fand er die Tochter auf dem Hofe, beschäftigt, den Meister Langohr mit Zucker zu füttern und zu lieblosen, damit er desto williger den Reiter tragen möge.

Sie flog ihm entgegen. „Wie ist's, Vater? Wo kann ich ihn sehen?“

„Ruhig, Zulchen, nicht so stürmisch. Er ist schon wieder fort. Nur einige Stunden hat er gestern im Archiv studiert.“

Juliens rotes Antlitz erblich vor Schreck. „Und ich habe ihn nicht gesehen,“ rief sie angsterfüllt.

„Nur Geduld, Kind, vielleicht können wir's nachholen. Er sei in Wolfenbüttel auf der Bibliothek. Dort werde ich versuchen, Näheres zu erfahren. Nach Tische bringe ich Dir Bescheid.“

Stürmisch flog sie ihm an den Hals. „Du liebes, altes Väterchen! Komm herein, ich habe Dir ein gutes Frühstück zurechtgestellt.“

„Dazu ist es zu spät, Kind, ich muß schnell fort. Hole mir ein Brot, daß ich's unterwegs esse!“

Er trat zu seinem Esel, der ein fröhliches, lang gezogenes J—ah ertönen ließ zur Begrüßung, schwang sich in den Sattel, nahm aus den Händen der Tochter das Frühstück und setzte sein Tier ohne Zögern in Bewegung.

Munter trabte Meister Langohr die Landstraße nach Wolfenbüttel dahin. Wohl gab es seit einigen Jahren das große Weltwunder, die erste Eisenbahn, aber mit den Zügen wollte es nicht so recht passen, und deshalb blieb der alte Herr bei seiner Gewohnheit, sich dem treuen Esel anzuvertrauen. Und auf der Landstraße war er eine bekannte Erscheinung, der mancher lächelnd und doch voll Ehrfurcht nachsah. Wunderlich nahm sich die lange, hagere, schwarz gekleidete Gestalt auf dem Esel aus, wenn sie sich im Sattel bewegte und die Beine fast die Erde berührten und oftmals an einen Stein stießen. Freundlich lächelnd erwiderte er alle Grüße und verspeiste dabei bedächtig sein Butterbrot, bis ihn vor Wolfenbüttel der Schatten des Waldes aufnahm und er bald sein Ziel erreichte.

In banger Erwartung vergingen der Tochter die Stunden des Tages, bis endlich im Laufe des Nachmittags der Reiter zurückkam. Diesmal lautete der Bescheid günstiger.

„Hast Du ihn gesehen, Vater?“ fragte die Tochter.

„Ja, das heißt eigentlich nur seine Stiefel. Als unsere Sitzung zu Ende war, ging ich zur Bibliothek, Umland aufzusuchen. Ich war nicht der einzige Gast. Erst heute hat sich die Nachricht verbreitet, daß der Dichter unsere Stadt besuchte, und der Wunsch, ihn noch nachträglich zu feiern, entstand in den Herzen seiner Verehrer und der Behörden der Stadt. Vergeblich hatten Herren aus Braunschweig und Wolfenbüttel versucht, ihn zu einem Konzert einzuladen, in welchem seine eigenen Lieder zum Vortrag gebracht werden sollten. Er hat alles abgelehnt und deutlich den Wunsch merken lassen, ihm jegliche Feier zu ersparen und ihn in seinen Studien nicht zu stören.“

„Was studiert er denn, Vater?“

„Er sucht nach alten deutschen Liedern, besonders aus dem 16. Jahrhundert, gedruckt oder in Handschriften, um dieselben in einem Bande zu sammeln und der Vergessenheit zu entreißen. Als ich kam, hatte er sich eben von seinen Verehrern losgemacht und saß hoch oben auf einer Leiter, vertieft in das Durchblättern alter Bücher, die er eins nach dem andern den Regalen unserer berühmten Bibliothek entnahm. Natürlich konnte er um meinwillen nicht noch einmal gestört werden.“

„So hast Du gar nichts erfahren? O Vater, ich will auch hinfahren nach Wolfenbüttel. Ich muß ihn sehen, nur einen Augenblick.“

„Warte nur, Zulchen, ich bin noch nicht fertig. An Stelle des Dichters empfing uns seine Gattin und unterhielt sich aufs liebenswürdigste mit uns.“

„Wie sah sie aus? Wie die Frau eines Geistesfürsten?“

„Wüßte nicht, Kind, daß die Gattin eines Dichters anders aussehen muß als die übrigen Frauen. Schön war sie nicht, von einfachem, schlichten Wesen, aber ein tiefes Gemüt leuchtete durch all ihre Worte, und fast rührend ist die Verehrung, mit der sie zu ihrem Gatten aufblickt. Als sie bemerkte, daß er sich ein wenig kurz von den Herren verabschiedet, sagte sie lächelnd: „Der Umland ist ein ungeschliffener Edelstein, aber sein Gemüt ist gut, er kann's nur nicht von sich geben,“ und mir antwortete sie auf meine Fragen, daß er übermorgen, am Sonnabend abend, in den Harz zu reisen gedenke und sich bereit erklärt habe, am Sonntag an einem Festessen Teil zu nehmen, das ihm zu Ehren auf dem Burgberg stattfinden solle. Siehst Du, Zulchen, da habe ich gleich Plätze für Dich und mich bestellt zum Mitfahren am Sonnabend abend. Bist Du nun zufrieden?“

„Das ist herrlich, Väterchen, das hast Du gut gemacht, o wie ich mich darauf freue! Mit ihm zu Tische sitzen, dem Verehrten, ihn ansehen und ihm die Worte von den Lippen nehmen!“

So jubelte die Begeisterte und küßte ihren Vater stürmisch auf beide Wangen.

„Hackelberg kümmt! Hackelberg kümmt!“ riefen die Straßenbuben in Wolfenbüttel, als das immer noch viel bewunderte Dampfroß am Abend des zwanzigsten August des Jahres 1842 langsam einlief. Es trug den Namen des wilden Jägers, der in stürmischen Nächten mit seinem Heer um den Brocken fährt, und war bestimmt, die Festgäste nach dem Harze zu bringen. Eine Schar Herren und Damen wartete seiner, schnell stiegen sie ein, und die Fahrt ging weiter. In einem Abteil des Zuges saß auch unter anderen von Braunschweig kommenden Teilnehmern der würdige Konsistorialrat Römheld mit seiner lebenswürdigen Tochter. Fräulein Julie hatte sich redlich bemüht, ihr Äußeres zu verschönern, um sich dem Verehrten angenehm darzustellen. Ein Seidenkleid von greller Farbe umgab in ungeheuren Falten die breite Gestalt, auf dem hochgetürmten Haare schwebte ein hellgelber Hut, und vor Freude und Erregung strahlte das Antlitz in leuchtendem Rot.

Die Herren von Wolfenbüttel hatten meist in ihrem Wagen Platz gefunden, und da derselbe nach alter Mode nur durch halbhohle Wände abgeteilt war, kniete Fräulein Julie unermüdet auf ihrer Bank, hinüberspähend, einen Blick des Gefeierten zu erhaschen, aber vergeblich. Wohl zählte sie eine Menge Köpfe, dunkle und helle, kahle und volle, aber von allen sah sie nichts als den Schädel, und unmöglich schien es, den richtigen herauszufinden. So setzte sie sich endlich tief aufseufzend nieder und faßte ihren Strickbeutel fester, den steten Begleiter, der niemals ein Strickzeug, wohl aber stets ungeahnte Schätze barg. Heute hatte sie einige ihrer Gedichte beigefügt, denn man konnte nicht wissen, was die Gelegenheit brachte, und außerdem einige Verse, die sie zu Ehren Uhlands in der Stille der Nacht gedichtet und bescheidenlich hoffte, ihm vortragen zu können. Begierig lauschte sie auf die kurzen Brocken des lebhaften Gespräches, die sie erhaschen konnte und das sich um historische Erinnerungen des Harzes drehte, um die Legende des wilden Jägers und um die litterarischen Forschungen, die Uhlands Reise veranlaßten.

Ziemlich spät am Abend erreichte der langsam fahrende Zug das Städtchen Harzburg, und die zahlreichen Festgäste trennten sich sofort, jeder das voraus bestellte Logis in den verschiedenen Gasthöfen aufsuchend.

Ein herrlicher Sonntagmorgen brach an. Flimmernd lag der Sonnenschein über den Bergen und ließ den Schatten der mächtigen Buchenwälder desto lockender erscheinen. Angenehme Kühle strömte aus den engen Thälern zwischen den steil aufragenden Höhen und umfing erfrischend den Wanderer. In stattlichem Zuge bewegten sich die Festgäste den bequemen Weg zum Burgberge hinauf, auf vierzehn Eseln die Damen. Lieblich klangen die Kirchenglocken der umliegenden Dörfer durch den stillen Morgen und mischten sich mit den Stimmen der fröhlich Plaudernden. Laufend hob der stattliche Hirsch den Kopf, der bedächtig am Abhang äste, dann warf er das Geweih zurück und entfloß vor den nahenden Menschen in die tiefere Stille der Wälder.

Auf der Höhe fand sich im Saale des Gasthofes das Mahl aufs beste gerüstet. Der Ehrenplatz gebührte dem gefeierten Dichter. Ob sich nicht manche seiner Verehrerinnen ein wenig enttäuscht fühlten?

Uhland ist fast ein häßlicher Mann, und den genialen Zug des Dichters sucht man vergeblich in seinem Antlitz. Nur die hoch ansteigende Stirne verrät den

Denker und zeigt seinen Wert. Seine hellblauen Augen blicken ein wenig ausdruckslos wegen großer Kurzsichtigkeit, und er kneift sie klein zusammen, wenn er lesen oder irgend etwas betrachten will. Unter der lang und spitz vorspringenden Nase liegt der große Mund, meist ein wenig geöffnet und die starken Zähne sehen lassend, während das kurze Kinn auffallend zurücktritt. Der Schädel ist kahl, und das blonde Haar, durch das sich bereits Silberfäden ziehen, hängt lose flatternd ringsum.

Vergeblich auch lauschten seine Verehrer auf geistreiche oder poetische Worte. Selbst für die Schönheiten der mächtigen Harzberge hatte der biedere Schwabe nur die lakonische Bemerkung „Desch isch hüeblich!“, und ruhig und gleichmütig schritt er dahin. Auch bei Tische saß er wortkarg, fast der Stillste in der Runde, und jedermann wußte, wie wenig sein edler, anspruchsloser Sinn es liebte, sich feiern zu lassen. Hatte doch seine Gattin eben erzählt, wie er einstmals auf einer Reise den ihm ehrenvoll überreichten Vorbeerkranz im Weiterfahren an der ersten besten Eiche aufgehängt, zum Ärger der mit im Wagen sitzenden Hausköchin, die denselben so gern in der Küche benutzte hätte.

Dennoch herrschte fröhliche Stimmung ringsum, und die Begeisterung stieg mit den Genüssen des Mahles. Der Erste, der sich erhob, den Gast mit schönen Worten zu feiern, war der lange Herr Konsistorialrat Römheld. Der zerstreute, etwas trockene Gelehrte hatte sich in einen lebhaften, lebenswürdigen Gesellschafter gewandelt, dem die schmalen Wangen in ungewohnter Farbe erglühten und die Lippen jetzt von langatmigen lateinischen Distichen überflossen, sehr zum Ärger der anwesenden Damen, die ihn nicht verstanden. Poetische Trinksprüche und allerlei Gedichte, die Uhland sogleich in gedruckten Exemplaren überreicht wurden, schlossen sich an in bunter Reihe, und geduldig ließ der Gefeierte alles über sich ergehen, in seinem streng schwäbischen Dialekt kurze Sätze antwortend. Ein lebenswürdiges Lächeln aber erhellte seine Züge, als drei liebliche Jungfrauen seinem Platze sich näherten, ihn mit dem üblichen Vorbeer zu krönen; drei stattliche echte Germaninnen mit klarem Teint, blauen Augen und hellblondem Haar, als Repräsentantinnen der Braunschweiger Landesregierung, Stadtverwaltung und Kaufmannschaft. Ein zu dem Zwecke verfaßtes Gedicht leitete den feierlichen Akt ein, und damit hatte das Fest seinen Höhepunkt erreicht. Froher Jubel herrschte um den ganzen Tisch, als plötzlich ein jäher Schreckenslaut alles übertönte und alles verstummen machte.

Da stand der würdige Herr Konsistorialrat, todesbleich im Antlitz, die Hände verschlungen und die Augen angstvoll in die Runde gerichtet. „Wo,“ stammelten seine erblichen Lippen, „wo ist meine Tochter?“

Ein jeder blickte suchend umher, endlich fragte eine Stimme: „Lieber Freund, haben Sie Fräulein Julie denn mitgebracht?“

„Ich —, ich habe sie vergessen, zu Harzburg im Gasthof,“ antwortete fast schluchzend der zerstreute Herr und merkte es nicht, wie ein mühsam beherrschtes Lachen durch die Reihen der Gäste lief. Die eigene Tochter vergessen, an einem solchen Tage, das hieß wahrlich die Zerstreung weit treiben.

Uhland, schon längst von dem Wunsche befeelt, der Feier ein Ende zu machen, benutzte diese Störung, um aufzubrechen und seinen Weitermarsch nach der Spitze des Brockens anzutreten, den er vor Abend zu erreichen hoffte. Ein großer Teil

der Gäste schloß sich ihm an, während andere, denen der weite Weg zu beschwerlich dünkte, nach Harzburg zurückkehrten. Unter ihnen schlich gesenkten Hauptes, wortlos und bleich, der betrübt Konfistorialrat bergab.

Fräulein Julie hatte die halbe Nacht schlaflos verbracht vor Freude auf den kommenden Tag. Endlich gegen Morgen schloß der Schlummer ihre Augen und hielt sie gefangen bis über die ersten Tagesstunden hinaus. Eilig erhob sie sich und öffnete die Thüre zum Zimmer ihres Vaters. Sie fand es leer, aber noch fühlte ihr Herz keine Besorgnis. Sorgfältig kleidete sie sich an und schmückte sich nach Kräften, um bereit zu sein, sobald der Vater sie abholen würde. Jedoch sie wartete vergeblich. Längst hatten die Glocken zur Kirche geläutet, und immer noch blieb es still in den Straßen. Da ging sie hinaus nach dem Bahnhof, und es ward ihr nicht schwer, zu erfragen, daß die Schar der Festgäste längst schon in die Berge hinaufzog. Nun endlich begriff sie ihr Loß, der zerstreute Vater hatte in der frohen Geselligkeit die Tochter einfach vergessen.

Ärgerlich und traurig zugleich kehrte sie in den Gasthof zurück. Zu Fuß hinterher zu gehen, erlaubte ihr die zarte Gesundheit nicht, und sich allein einen Esel zu verschaffen, dazu fehlte ihr Mut und Lust. So blieb ihr nichts übrig, als einsam den Tag zu vertrauern und reichliche Thränen zu vergießen über ihr betrübt Geschick. So nahe dem teuren, verehrten Dichter, ihm geistesverwandt sich zu fühlen und ihn nicht zu erblicken!

Endlich, am Nachmittag, trat der Vater bei ihr ein, und mit heftigen Vorwürfen begann sie ihrem Born Lust zu machen. Aber da saß er vor ihr wie eine geknickte Blume, so bleich und so matt, hilflos wie ein Kind blickte er zu ihr auf, und seine zitternden Lippen flüsteren: Verzeihe mir, mein armes Kind“, während Thränen über seine schmalen Wangen flossen.

Und siehe, das Blatt wandte sich. Heiß wallte die Liebe im Herzen der Tochter auf, und eine Stimme in ihr sprach: „Gott sei Dank, daß ich meinen alten Vater noch habe.“ Schnell legte sie die Arme um seinen Hals, küßte ihn und flüsterte tröstend: „Sei ruhig, Vater, was ist es weiter? Wir müssen nun zurückreisen, ohne daß ich Uhlant gesehen habe. Ich will es verschmerzen.“

Der alte Herr richtete sich auf, und seine Züge erhellten sich. „Mein gutes Kind“, sagte er zärtlich, „Deine Hoffnung brauchst Du darum noch nicht aufzugeben. Uhlant geht heute noch mit seiner Gattin zum Brocken hinauf. Dort will er übernachten und morgen in der Frühe nach Ilfenburg hinab gehen. Dort soll ein gemeinsames Frühstück eingenommen werden, und darnach erst trennen sich sämtliche Gäste. Für uns habe ich schon die Teilnahme zugesagt.“

Julie jubelte laut auf. „So ist noch nicht alles verloren. Wie ich mich freue, daß Du so schön an mich gedacht hast!“

„Ja, ich erzählte dem Gefeierten sogar von Dir und versprach ihm, Du würdest Dein Gedicht überreichen.“

„Und was antwortete er, Vater? Freute er sich?“

Der würdige Herr zögerte ein wenig. „Nun, ich weiß nicht recht. Er sagt überhaupt nicht viel. Aber genickt hat er.“

„Das genügt ja, Vater. Und nun komm, laß uns nicht den schönen Abend hier drinnen vertrauern. Wir wollen hinaus gehen.“

Getröstet und fröhlich verließen die beiden gelehrten Kinder ihren Gasthof, die letzten Stunden des Tages in der köstlichen Luft der Berge zu schwelgen.

Am anderen Morgen traf das Paar zu früher Stunde im Gasthof „zur Forelle“ in Ilfenburg ein. Das bestellte Frühstück war in Vorbereitung, aber von den erwarteten Gästen noch niemand vorhanden. So wanderten denn Vater und Tochter behaglich das liebliche Isenthal hinauf, den Ankommenden entgegen zu gehen. Munter rieselte und plätscherte die flinke Ilse zu Thale, über Felsen und Wurzeln hüpfend und mit ihrem klaren Wasser die Schwüle der Augustsonne mildernd.

Nach geraumer Zeit trafen sie in der That einen Teil der Gäste, aber nicht den Dichter selbst, der als unermüdlicher Fußgänger noch den Umweg über den Ilfenstein genommen, in Begleitung einiger Herren. Jedoch war Fräulein Julie sehr vergnügt, und da Uhlant selbst ihr nun nicht mehr entgegen konnte, denn er würde unfehlbar zum Frühstück in der Forelle eintreffen, so ließ sie sich einstweilen an seiner Gattin genügen. Langsam und behaglich, sich an der romantischen Natur erfreuend, schlenderten die Herren und Damen das Thal hinunter, und Julie verstand es, aus Frau Uhlant allerlei herauszulocken über ihren berühmten Gatten.

„Ei ja,“ antwortete die liebenswürdige Frau in ihrem treuherzigen schwäbischen Dialekt auf eine Frage Juliens, „ei freilich sind ihm die vielen Ehrungen unterwegs gar oft zur Last; aber er nimmt alles geduldig hin und manchesmal gefreuts ihn halt doch. Am meisten aber, wenn wir an einsame Örter, in entlegene Gasthöfe kommen und er findet dort das Buch mit seinen Gedichten, und den schlichten Leuten leuchtet die tiefe Verehrung aus den Augen, wenn sie seinen Namen hören. Da thut er ihnen zuweilen die Liebe an und schreibt sich in das Buch, damit sie nachher sich rühmen können, daß er unter ihrem Dache gewohnt, denn für das Volk hat er ein Herz, und meines Uhlant Namen kennen sie alle.“

So schloß mit berechtigtem Stolz die Gattin des Dichters.

Langsam näherten sie sich unter allerlei Gesprächen wieder dem Gasthof, da sahen sie in der Ferne eine dicke Staubwolke, durch einen auf der Landstraße sich entfernenden Wagen aufgewirbelt, und in der Thüre trat ihnen der Wirt entgegen, vermeldend, daß Uhlant vor einer Weile schon eingetroffen, aber gezwungen gewesen sei, sofort nach der Grenze abzufahren, um seinen Koffer zu lösen, der dort festgehalten werde, anstatt ihn hier zu erwarten, wie er vorher bestimmt. Jedoch hoffe er bald zurückkehren zu können.

Armes Fräulein Julie! Wie ist das Leben so reich an Enttäuschungen! Still und betrübt setzte sie sich in der fröhlichen Tafelrunde zum Frühstück nieder, aber der Bissen quoll ihr im Halse, und der Wein schmeckte wie Essig.

Wird er noch kommen, der lang Ersehnte, dem sie nun schon seit Tagen nachfolgt? Wird sie nur einen Blick noch von ihm erhaschen, nur einmal sein Antlitz sehen und seine Stimme vernehmen?

Die Stunden vergehen. Da endlich hält ein Wagen vor dem Gasthof, und ein Kutscher schlägt mit der Peitsche. Allen voran stürzt Fräulein Julie hinaus, aber, o weh! Es ist der Fuhrmann, der bestellt ist, den Herrn Konfistorialrat

Mömheld und seine Tochter nach Harzburg zum Zuge zu fahren. Die Zeit drängt. Unmöglich kann er warten, da noch andere Aufträge seiner harren.

„Fasse Dich, Julie, laß die Fremden Deine Thränen nicht sehen! Nimm lächelnden Mundes Abschied von allen und tritt mit dem Vater die Rückreise an, ohne von Umland auch nur den Zipfel seines Rockes erblickt zu haben. Deine Gedichte hast Du ja wohl alle noch wohlverwahrt im Strickbeutel stecken und magst sie aufheben bis zu gelegenerer Zeit!“

So war die Jagd nach Umland zu Ende, und tief betrübt kehrte das Paar in die gewohnte Häuslichkeit nach Braunschweig zurück, während der Dichter seine Studienreise durch den Norden Deutschlands fortsetzte, nicht ahnend, welchen Kummer er in einem Mädchenherzen zurückgelassen. Auf dem Burgberge bei Harzburg aber erzählt noch heutigen Tages ein Denkstein, allerdings mit falschem Datum, von jenem Besuche Uhlands.

Auch im späteren Leben wollte es Fräulein Julie niemals gelingen, das Glück zu erfassen. Nach dem Ableben des Vaters nahm ein gelehrter Herr sie zu sich in sein Haus, das der Tod einsam gemacht. Stets zunehmende Erblindung war ihm mit dem Alter gekommen, und er hoffte, mit Hilfe des gelehrten Frauenzimmers den ihm lieb gewordenen Beruf fortsetzen zu können. Darin sah er sich nicht enttäuscht. Fräulein Julie wußte bald genau Bescheid in seiner lateinischen und griechischen Bücherei und ersetzte ihm nach Möglichkeit das fehlende Augenlicht. Seine Freude darüber war so groß, daß er ihr bald schon Herz und Hand anbot und mit ihr vor den Altar trat, seine Freunde aber pflegten entschuldigend von ihm zu sagen: „Nun ja, er kann sie nicht sehen!“

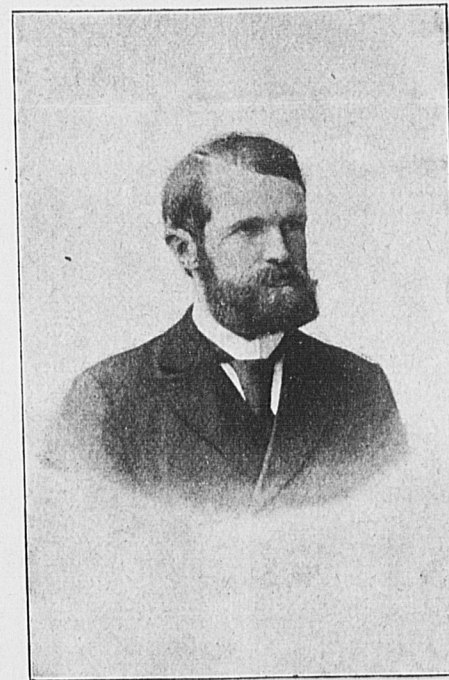
So war Fräulein Julie noch im Herbst des Lebens in den Hafen der Ehe eingelaufen, aber ein Zufluchtsort des Glückes und der Ruhe sollte er nicht werden. Immer weniger verlangte den betagten Gatten nach dem gelehrten Frauenzimmer, immer mehr bedurfte er der sorgenden, pflegenden Hand des liebenden Weibes und der ordnenden Hausfrau, und in diesem Punkte verstand Fräulein Julie nur wenig zu leisten. Immer wieder vergaß sie über den Büchern seine notwendigste Pflege, und mit den Gedichten, die häufig aus ihrer Feder flossen, war ihm schlecht gedient. Er faßte eine Abneigung gegen sie, die bald so groß wurde, daß er ihre Gegenwart nicht länger ertrug. Sie mußten sich trennen, und einsam und still wanderte fortan Fräulein Julie durch's Leben, stets begleitet von ihrem Strickbeutel mit allerlei merkwürdigem und interessantem Inhalt. Der Dichter Umland aber kam nie wieder in ihre Nähe, und bis an ihr Ende trauerte sie über jene mißglückte Harzreise.

Gustav Krenssen.

Von Ludwig Schröder, Heselohn.

Es giebt Bücher, die man einmal liest, ich will zugeben, sogar mit hoher Befriedigung, nach denen man aber nie wieder greift, weil man sie eben gleich „aus“lesen konnte. Es giebt andere, die eine wiederholte Lektüre ertragen, dann aber auch stumm werden. Und es giebt Bücher, die man wieder und immer wieder lesen kann, ohne sie je ganz auszuschöpfen. Von Büchern dieser letzteren Art und ihrem Dichter möchte ich heute etwas erzählen.

Im Herbst 1900 lernte ich den in Hemme in Holstein lebenden Dichter kennen durch einen Band „Dorfpredigten“, den mir die Verlagsbuchhandlung Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen zur Besprechung sandte. Ich fühlte es sofort, daß der Verfasser dieser Dorfpredigten nicht nur ein Prediger, sondern auch ein Dichter war, und ein ganz eigenartiger dazu. Bald lag denn auch, meine Vermutung bestätigend, desselben Verfassers, daß ich die Welt um mich her vergaß und nicht ruhte, bis ich das letzte Blatt umgewendet hatte. Ein wunderbares, ein köstliches Buch!



Roman „Die drei Getreuen“ vor mir und wartete auf Besprechung. Er mußte, ich gestehe es mit Beschämung, lange warten, weil es mir an der nötigen Muße fehlte, den starken Band zu lesen. Da kam im Sommer des vorigen Jahres endlich die Zeit völligen Befreitseins von beruflichen Pflichten, und ich konnte mich in den Roman vertiefen. Ich begann langsam zu lesen, wurde dann aber bald von dem Inhalte des Buches so gefesselt,

Man redet und schreibt heute so viel von Heimatkunst, und wie immer, wenn etwas „Mode“ geworden ist, muß der Begriff für alles Mögliche herhalten, was mit Kunst ach so bitter wenig zu thun hat und mit der Heimat des Schriftstellers nur ganz äußerlich zusammenhängt. Die nüchternen Handwerker, die sich jedem

Modebedürfnis fügen, haben auch die Heimatkunst schon in Mißkredit gebracht, so sehr, daß das Publikum auch den Werken der wenigen Berufenen schon mißtrauisch gegenübertritt. Gustav Frenssen, der Verfasser des Romans „Die drei Getreuen“, (G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin. Preis geb. 5 Mark) ist einer dieser Berufenen, ein echter Dichter, dessen Namen man sich merken muß! In seinem Herzen hat er eine tiefe Sehnsucht, das Lied seiner Heimat zu singen, die er liebt mit inbrünstiger Liebe; in seinen Geist hat er alles aufgenommen, was auf ihn einströmte, und hat es verarbeitet wie ein Mann der neuen Zeit. Und so entstand dieses Werk voll scharfer, wahrer Realistik, umwoben vom Zauber düstiger Poesie, ein Roman, in dem moderne soziale Fragen mit großem Ernst behandelt werden, in dem aber auch die Blume der Romantik blüht und alte deutsche Märchenpoesie ihr träumerisches Auge aufschlägt, erwachend zu neuem Leben. Eine der herrlichen Frauengestalten des Buches sagt einmal: „Wer etwas Ordentliches schreiben will, muß erstmal ein wirklicher Mann sein, demütig vor Gott und stolz gegenüber der Welt. Ich will mich an dem, was ich lese, aufrichten. Es soll mich heben. Es soll mich ernster machen gegenüber jeder Sünde und mutiger gegenüber jedem Schicksal!“ Frenssen ist ein solcher Mann, das läßt sein Buch auf jeder Seite erkennen. Er hat sich eine harmonische und abgeklärte Weltanschauung erkämpft und weiß deshalb auch jeden Zwiespalt in reine Harmonie aufzulösen, ein ganzer Mann und ein ganzer Dichter. Deshalb vermag er auch diese Gestalten zu schaffen, die sich durchringen im ernstesten Kampfe mit sich selbst und mit der Welt. Deshalb konnte er ein Buch schreiben, wie „Die drei Getreuen“, in dem ich die Erfüllung der Sehnsucht Heim Heiderieters erblicke: „Man müßte etwas schreiben, das müßte stark sein und so recht fröhlich und gesund, so wie Frig Witt ist. Wenn man es gelesen hätte, müßte man aufatmen als im Westwind: „Das war frisch und schön!“ Es müßt' einem sein, als käme man aus einem Dom . . . aus dem Dom, und man hätte da nicht schwächliche, frömmelnde Menschen gesehen mit weichen, losen Händen und demütigen Augen, sondern den Siegfried mit der hohen Gestalt, dem mächtigen Gang und den reinen Augen und Frau Kriemhild an seiner Seite. Gegen Gott demütig! Das bleibt richtig, so lange die Welt steht. Aber gegen Menschen stolz, das heißt: rein und frei.“

Ich habe nicht die Absicht, den reichen Inhalt des Buches hier nachzuerzählen; ich würde dem Werke damit einen herzlich schlechten Dienst erweisen. Nur kurze Andeutungen will ich machen, die zur Charakteristik des Buches dienen. Frisch und lebendig setzt der Erzähler ein und berichtet von den Erlebnissen der drei Getreuen Andrees Strandiger, Franz Strandiger und Heim Heiderieter „an der Schwelle des furchtbaren Krieges“ gegen Frankreich im Jahre 1870. In dem kindlichen Kriegsspiel verrät sich schon der Charakter der drei so grundverschiedenen Menschen, die doch auch wieder so viel Gemeinsames haben, daß ihre Lebenswege nach vieler Wirrnis des Lebens sich wieder nähern können; die drei Getreuen in Kindesstagen werden nach schweren Kämpfen wieder drei Getreue, von denen jeder an seinem richtigen Plage steht, freilich nicht dort, wohin sie sich in ihren Kinderträumen und Knabenhoffnungen selbst stellten, sondern dort, wohin der Wille des Ewigen sie haben wollte. „Es war nichts mit dem Lorbeer, nichts mit dem Geldsack, nichts mit dem Orden.

Das Leben hat jedem von ihnen eine Last auferlegt. Aber sie sind nicht mürrisch und mißtrauisch, wie viele sind. Sie stehen nicht müßig und lassen andere raten und thaten, wie viele thun. Sie nehmen nicht vom Volk, ohne etwas dafür wiederzugeben, wie viele thun. Sie maulen nicht mit der Regierung, wie viele thun; sondern sie arbeiten mit der Regierung und mit dem Volk.“ Am Herzen der Heimat finden sich alle drei wieder, der Heimat, für die der Dichter so beredt eintritt, die er schildert mit einer Liebe, einer Kraft, daß der Leser sich heimisch fühlt am Strande der Nordsee und auf der Hallig Flackelholm, auch wenn er nie dort weilte.

Nur eine kurze Schilderung will ich hier einschalten: „Sie waren stehen geblieben und sahen über den weiten Strand, von dem der Nebel aufstieg. Langsam hob die Sonne über dem weiten Feld die Decke von Dunst. Mit weißen, starken Händen griff sie in die Wolken, nahm all' den Nebel in ihre heißen Arme, daß er sich in klare Luft wandelte. Ihre Strahlen glitten über die weite, tosende Brandung, da flog das Wasser donnernd auf, viele tausend Wellen hoben sich jubelnd, warfen Millionen schimmernde, weiße Perlenstränge hoch in die Luft und grüßten die Sonne. Ihre Strahlen malten in den Wellenthälern metallenen, blaugrünen Schein, und schossen die Mövenscharen, die im eilenden Zug blitzschnelle Wendung machten, im tausenden Flug und verfehlten keine einzige Möve: Da glänzten unzählige weiße Flügel wie Silber im Sonnenlicht. Wer schießt so fein wie Frau Sonne? Mit hellen, weiten Augen schaute sie über das Meer, wo hohe, stolze Schiffe zogen, und auf die Kirchen und Häuser, die fern ringsum am Strand der weiten Bucht standen. Spöttisch lächelnd umgoß sie den Leuchtturm, ihren stolzen Vertreter bei Nacht, die alte, graue Mauer, mit weichem Licht; freundlich lächelnd sah sie auf das Entenpaar, das dicht nebeneinander, in stolzer Haltung, mit zurückgebogenem Hals über den Wogenkamm glitt. — Die Deine Meere nicht sahen, Heimat, kennen Dich nicht. Sie kennen Deine Größe nicht. Wer durch Deine Wälder und Heide wandert und in Deine Seen blickt, liegt an Deiner Brust; er sieht Deiner Augen Leuchten, Deines Leibes Pracht, Dein Atmen. Aber da draußen auf den Wellen, vom frischen Wind umweht, da sah ich Dich ganz, von den weißen Füßen bis zum dunkeln Scheitel, in Deinem schweren Mantel von schillernden, rieselnden, rauschenden Wellen, mit den weißen Borden der Brandung. Da war es, wo Du sagtest: Singe ein Lied von mir! . . . Wer Dein Lied singen könnte, Du schönes, stolzes Heimatland, und dessen, der über Dir wachte!“

Der Dichter hat alle Stimmungen des Meeres belauscht und schildert es in immer neuen Bildern mit nie erlahmender dichterischer Kraft. Überhaupt ist der Reichtum dieses Dichters an neuen, oft überraschenden Bildern und Vergleichen ganz unerschöpflich. Er darf verschwenderisch sein, so reich ist er. Und dann die Kraft seiner Charakteristik! Da ist er sparsam mit Worten; er läßt seine Gestalten wachsen vor unseren Augen, bis sie dastehen, wie lebendige Menschen dastehen müssen. Seine Männer und Frauen haben keinen schattenhaften Zug und sind alle wie aus einem Guß. Deshalb will ich auch keinen mehr nennen aus der großen Zahl von Menschen aus allen Kreisen der Bevölkerung, die der Dichter zur Verwirklichung eines dichterischen Planes in sein Buch bannte. Ich müßte, wollte ich es doch thun, eine ganze Seite zusetzen, weil nicht nur jede der Hauptpersonen, sondern auch manche

episodische Figur Berücksichtigung verdiente. Erwähnen will ich nur noch die geschickte Verwebung von Sagen, die packenden geschichtlichen Rückblicke voll echter Vaterlandsliebe, die manchmal einen geradezu großen Zug aufweist, den echt historischen Sinn, der den Dichter immer die Brücke finden läßt, die Gegenwart und Zukunft mit der Vergangenheit verbindet.

Noch vieles könnte ich zum Ruhme des Werkes sagen, dem ich einen echt künstlerischen Genuß verdanke, will mich aber nicht in Einzelheiten verlieren und nur noch zusammenfassend bemerken, daß der Roman gleich ist einem kräftigen, edlen Wein in funkelndem Becher. Seinem Abscheu gegen Bücher in lottriger oder häßlicher Form mit saurem Inhalt hat der Dichter in seinem Werke wiederholt kräftigen Ausdruck gegeben und mit seinem Roman in erfreulichster Weise bewiesen, daß ein echter Dichter, ein Priester des Schönen, für den Inhalt auch die passende Form findet. Man denkt bei Bewunderung der wahrhaft künstlerischen Formvollendung, die den Roman auszeichnet, an ein liebliches Bild, das sich in ihm findet: „Sieh!“ sagte Ingeborg, „ich sah einmal in Hamburg ein altes, feines Silbergerät; aus Nürnberg stammte es. Es war ein Kelch in edlen Formen, der Fuß war stark und wie kraftvolle Wurzeln gebildet, die aus der Erde sich vereinigen; der Griff war fest und stattlich wie ein Baumstamm und brauchte die Hand des Trinkenden nicht zu scheuen; der Kelch war von losem Blattwerk, das kraftvoll und doch lustig sich dehnte. Es war ein starkes, feines Gebilde, und es kamen einem reine Gedanken, wenn man es ansah, und man wurde fröhlich und mutig. Inwendig funkelte es von Gold.“ Kein Freund echter, gesunder, kerndeutscher Dichtung darf den Roman „Die drei Getreuen“ unbeachtet lassen; denn wenn er dies Buch gelesen hat, dann wird er aufatmen wie im Westwind, der vom Meer her weht, und freudig ausrufen: „Das war frisch und schön!“

Der Verfasser nannte in einem Briefe aus dem Dezember 1900 „Die drei Getreuen“ sein „eigenstes“ Buch, im Gegensatz zu dem 1896 geschriebenen, im Bong'schen Verlag erschienenen, jetzt aber in den Grote'schen übergegangenen Roman „Die Sandgräfin“, der in zweiter Auflage vorliegt. (Preis geb. 5. Mark.) Der Dichter hat dieser neuen Auflage ein Vorwort mit auf den Weg gegeben, in dem es u. a. heißt: „Als er (der Dichter) anfing, ein Mann zu werden, schrieb er dies sein erstes Buch. Er ist seitdem ein gut Stück weitergekommen, hat langsamer gehen und deutlicher sehen gelernt. Aber wenn er einmal wieder in dies Buch sieht, wird ihm nicht leid thun, was er geschrieben hat. Er wird sich freuen, daß er's so fröhlich niederschrieb, und wird sich wundern, daß er damals so Vieles und so Buntes gesehen hat. Wundern wird er sich, so lange er lebt. Das nil admirari wird er immer Anderen überlassen.“ Es braucht dem Dichter wahrlich nicht leid zu thun, daß er „Die Sandgräfin“ geschrieben hat. Zwar kann der Roman nur in einzelnen Partien einen Vergleich mit dem soeben besprochenen aushalten, ist aber, für sich betrachtet, ein gutes Werk, das weit hinausragt über den Durchschnitt, weil es eben die Schöpfung eines Dichters ist, der nur noch im Banne anderer Poeten stand, es noch nicht wagte, sich ganz selbst zu geben, wie er das in den beiden folgenden Romanen gethan hat. Vieles, was ich dem zweiten Werke nachrühmen

durfte, trifft auch auf das Erstlingswerk zu. Was aber in den „drei Getreuen“ stolzer Adlerflug, ist in der „Sandgräfin“ erst schüchternes Flügelregen. Ich habe das erste Werk zuletzt gelesen und mit großer Genugthuung festgestellt, wie schnell sich bei Frenssen aus der verheißungsvollen Blüte die reife Frucht entwickelt hat. Frenssen ist einer von den wenigen Dichtern, deren Entwicklung stetig ist, die unermüdetlich an sich selbst arbeiten und deshalb zu den höchsten Erwartungen berechtigen.

Als ich im September 1901 den Roman „Die drei Getreuen“ in der Rheinisch-Westfälischen Zeitung eingehend besprochen hatte, schrieb mir der Dichter u. a.: „Es geht den drei Getreuen gut: sie haben jetzt das fünfte und bekommen im nächsten Jahre das sechste und siebente Tausend Es ist mir eine besondere Freude, daß Leute das Buch loben, die auf verantwortungsvollen, schweren Posten mitten in der Lebensarbeit stehen: Lehrer, Regierungsbeamte, Ärzte“ Gleichzeitig kündigte mir der Dichter das Erscheinen eines neuen Romans an, der in den letzten drei Jahren entstanden. Ich erwartete das Werk mit großer Spannung und nahm es mit Freuden auf, als es endlich erschienen war. „Jörn Uhl!“ Der Titel klang mir so fremd, gar nicht so einladend wie „Die drei Getreuen“. Als ich aber die einleitenden Worte las, da fühlte ich's: Das ist wieder ein „echter Frenssen!“ Und ich überließ mich freudig der Führung des Dichters, folgte ihm willig in seine Welt, fühlte, fürchtete und hoffte mit den Menschen in dieser Welt, die so ganz anders ist als bei uns im Westfalentande und die doch auch wieder so vieles hat, was wir auch bei uns finden, wie auch seine Menschen so manchen Zug aufweisen, der den Westfalen eigen ist und allen echten Deutschen.

In meiner Bücherei steht ein Prachtwerk „Schleswig-Holstein meerrumschlungen in Wort und Bild“, und in diesem Buche hat Hermann Krumm von den Dichtern und Schriftstellern Schleswig-Holsteins viel Gutes erzählt, freilich auch manches Urteil gefällt, das ich nicht unterschreiben kann; doch das gehört nicht hierher. Aus dem Schlußwort dieses Aufsatzes gebe ich aber einige Zeilen wieder, weil sie hierher gehören. „Namentlich der an ungebrochener Volkskraft und Intelligenz stärkere Westen der Provinz hat eine Reihe bedeutender und eigenartiger dichterischer Individualitäten hervorgebracht, auf die wir mit berechtigtem Stolz schauen dürfen. Trotz aller Verschiedenheit in ursprünglicher Anlage und Produktion, können sie eine Art von Familienähnlichkeit, einen gewissen verwandten Zug nicht verleugnen. Alle, die Bedeutenderen am meisten, erscheinen als schwerflüssige, etwas eckige Naturen, denen die glückliche Leichtigkeit eines sangesfrohen, heiteren Temperaments nicht verliehen ist, die aber aus tiefem Schachte echtes und reines Gold schürfen. Mit der Heimat sind sie, auch die Universaleren, selbst der durch gewaltsamen Ruck ihr entfremdete Heibel, eng verwachsen. Wie, nach der Sage, Antäus durch Berührung mit seiner Mutter, der Erde, erneute Stärke gewann, saugen auch sie aus dem mütterlichen Boden ihre beste Kraft.“ — Gustav Frenssen ist auch einer von denen, die Hermann Krumm so zutreffend gezeichnet hat. Noch ernstlicher als in seinen ersten Romanen, hat er sich in „Jörn Uhl“ bemüht, die Menschen aus der Erde, auf der sie gehen, herauszuwachsen zu lassen. Und seine Mühe ist mit Erfolg gekrönt worden: „Jörn Uhl“ ist ein Meisterwerk! Der Held ist zwar „nur“ ein Dith-

marischer Bauer, aber ein wirklicher Held, und Heim Heiderieter, der auch in „Jörn Uhl“ vorkommt, der prächtige Heim Heiderieter hat recht, wenn er sagt: „Was soll man denn in Deutschland erzählen, wenn solch ein schlichtes, tiefes Leben nicht erzählenswert ist?“

Ich habe mich lange besonnen, mit wem ich Frenssen vergleichen sollte, zuletzt aber erkannt, daß alles Nachsinnen vergebens war. Er ist eben so eigenartig, daß sein Schaffen einen eigenen Maßstab verdient. Das einzig Mögliche ist, seine Werke gegeneinander abzuwägen, und auch da kann nur ein rein subjektives Urteil zustande kommen. Je nach Stimmung wird selbst das sogar noch verschieden ausfallen. Nur eins will ich deshalb hier noch bemerken. Dem Durchschnittsleser wird das noch am wenigsten Eigenart zeigende Erstlingswerk am meisten zusagen; dem, der reifer geworden, bietet der Roman „Die drei Getreuen“ sich an; „Jörn Uhl“ wird aber nur von denen nach Gebühr gewürdigt werden, die den zweiten Roman mit Verständnis gelesen haben und dadurch befähigt worden sind, mit dem Dichter „langsamer zu gehen und deutlicher zu sehen“. Die Inhaltsangabe hat der Dichter selbst geschrieben in einem Gespräche zwischen Jörn Uhl und Heim Heiderieter. Jörn Uhl fragt seinen Freund: „Willst Du meine Lebensgeschichte schreiben, Heim? Es ist wohl nicht der rechte Stoff.“ Heim aber antwortet: „Dein Leben, Jörn Uhl, ist nicht ein geringes Menschenleben. Du hast eine stille und mit bunten Bildern geschmückte Jugend gehabt. Du bist, als Du heranwuchst, einsam gewesen und hast als ein einzelner, ohne Hilfe, mit des Lebens Rätzeln wacker Dich herumgeschlagen, und wenn Du auch nur wenige hast raten können: die Mühe ist doch nicht vergeblich gewesen. Du bist für dieses Land in den Krieg gezogen: da bist Du in Feuer und Frost gehärtet worden und hast einen Fortschritt gemacht im Wichtigsten: den Wert der Dinge zu unterscheiden. Du hast heiße Frauenliebe kennen gelernt und damit das Zweithöchste, was das Leben geben kann. Du hast Lena Tarn in den Sarg gelegt und Vater und Brüder und hast in jenen Stunden dem menschlichen Jammer ins Weiße des Auges gesehen und bist demütig geworden. Du hast mit hartem, widrigem Geschick gekämpft und bist nicht unterlegen, hast Dich herausgearbeitet, obgleich es lange dauerte, bis Hilfe kam. Du hast Dich mit zusammengebissenen Zähnen und hohem Mut in die Wissenschaft hineingearbeitet, in einem Alter, da etliche daran denken, Rentner zu werden. Und obgleich Bauen, Graben und Messen nun seit Jahren Deine Arbeit und Freude ist, so bist Du doch nicht einseitig geworden, kümmerst Dich immer noch um all das Land, das jenseits Deiner Messketten liegt, kümmerst Dich sogar um die Bücher, die Dein Freund schreibt, der Heim Heiderieter heißt.“ Selbstverständlich ist in diesen Sätzen nur ein Bruchteil des reichen Inhalts angedeutet. Von der Fülle eigenartiger Gestalten lassen sie nichts ahnen, ebensowenig von den mancherlei Lebensschicksalen, die in dem Buche so wunderbar mit dem Schicksal Jörn Uhls verwoben sind. Ich verzichte nur schweren Herzens darauf, einige dieser Schicksale zu verfolgen, muß aber noch einmal meiner Bewunderung Ausdruck geben, daß der Dichter so reich ist. Er verschwendet gewissermaßen die herrlichsten Stoffe und giebt manchmal auf wenigen Seiten mehr, als manche Poeten in einem Bande. Diese kleinen Romane im Roman finden sich auch schon in den beiden ersten Werken, sind aber immer

organisch mit dem Hauptwerk verbunden. So in der „Sandgräfin“ die Geschichte von Trude Groode; in den „drei Getreuen“ die packenden Bilder aus der Geschichte des Landes; in „Jörn Uhl“ die Jugendgeschichte von Wieten Penn, die Erzählung Heim Heiderieters vom Bootsmann, Fiete Kreys Erzählung von seiner Ehe mit Trina Kühl u. a.

Der Dichter sagt an einer Stelle: „Nichts bildet den Menschen mehr, als Menschenchicksal sehen!“ Wer möchte sich der Wahrheit dieser Bemerkung verschließen? Sie ist durchaus zutreffend, wie wohl schon jeder erfahren hat, und deshalb hat „Jörn Uhl“ in hohem Grade, ebenso wie die „drei Getreuen“, Bildungswert, und es kann von diesen beiden Werken, wenn sie in die richtigen Hände kommen, wenn sie in ihrer ganzen Tiefe verstanden werden, ein Strom von Segen ausgehen. Am Schlusse von „Jörn Uhl“ stehen die köstlichen Worte: „Obgleich er zwischen Sorgen und Särgen hindurch mußte, er war dennoch ein glücklicher Mann. Darum, weil er demütig war und Vertrauen hatte.“ Auch am Schlusse des siebzehnten Kapitels stehen herrliche Worte voll tiefer Wahrheit und noch an hundert anderen Stellen, so daß es ein Leichtes wäre, aus dem Roman eine große Zahl von wertvollen Aussprüchen herauszuziehen, die zusammen eine Weltanschauung ergeben würden, eben die Weltanschauung, die sich der Dichter errungen auf der Wanderung durch's Leben.

Soll ich noch mehr zum Lobe des Werkes sagen? Soll ich wiederholen, was ich von den „drei Getreuen“ gesagt habe und dazu bemerken, daß der Dichter noch tiefer, daß seine Kunst noch größer geworden ist? Soll ich noch auf Einzelvorzüge des letzten Romans hinweisen? Ich will es nicht thun und bemerke nur noch, daß es eine dankbare Aufgabe sein würde, die Frauengestalten in Frenssens Romanen zu würdigen, wie August Wünsche das im vierten Hefte der „Monatsblätter“ mit den hervorragendsten Mädchen- und Frauengestalten in Gottfried Kellers Romanen und Novellen gethan hat. Ich denke an die „Sandgräfin“ Gertrud Knee, an Frauke Knee, Dora Thorbeeken und die Frau vom Mönchshof, an die herrlichen Frauengestalten des Romans „Die drei Getreuen“, an Lena Tarn, Lisbeth Junker und Wieten Penn in „Jörn Uhl“. Besonders Wieten Penn hat's mir angethan mit ihrem tiefdenkerischen Wesen, mit ihren Ahnungen, weil der Dichter in ihr den Typus der „Hellscherin“ ganz wunderbar fein gezeichnet hat.

Zum Schluß sei auch noch ein Wort über den Dichter gesagt. Da mir kein Buch und keine Zeitschrift Auskunft geben konnte, bat ich den Dichter um einige Notizen für diesen Aufsatz. Ich gebe den Brief Frenssens mit einigen Kürzungen wieder, weil ich hoffen darf, denen, die meinen Ausführungen bis hierher gefolgt sind, mit der unveränderten Wiedergabe eine Freude zu machen: „Ich bin mitten in Dithmarschen, in dem Kirchdorf Bartk, südlich von Meldorf, 1863 geboren. — Meine Vorfahren haben dort gewohnt, soweit die Kirchenbücher zurückreichen. Am Weihnachtsabend 1717 kam über einen von ihnen die Nordsee und riß ihn mit Frau und sechs Kindern in den Tod. Mein Vater ist mit bei Jostedt gewesen; danach hat er über vierzig Jahre auf den Bauernhöfen und in seiner Werkstatt Hobel und Säge geführt; seine alten Tage verlebte er nun bei mir. Mein Vater war immer voll Hoffnung; meine Mutter, die vor fünf Jahren in meinem Hause

starb, war immer voll Sorgen. — Dreizehn Jahre lang bin ich Kind im Hause gewesen; danach bin ich dreizehn Jahre lang hinter der Wissenschaft hergelaufen. In Meldorf und Husum habe ich das Gymnasium besucht, in Tübingen, Berlin und Kiel die Universität. Ich bin in diesen Jahren immer ein Einspänner gewesen, sowohl in der Wissenschaft wie im Verkehr. Die Wissenschaft ist mir immer so umständlich erschienen; vor den Menschen bin ich oft wunderlich und verlegen gewesen, trotzdem sind sie gut mit mir gewesen. — Ich habe nicht recht gewußt, warum ich mich im Leben so wenig heimisch fühlte, bis ich anfing, mir die bunten Bilder, Gedanken und Geschichten, die mich lange gequält haben, aus der Seele zu schreiben. Da wurde ich allmählich froh und leicht. Ich habe, in Zwischenräumen von je drei Jahren, die drei Erzählungen geschrieben: die Sandgräfin, die drei Getreuen, Jörn Uhl. Sie bedeuten drei Schritte von der Höhe wogender Romantik zu der wolkigen Niederung, wo die Menschen wohnen. — Das Pfarrhaus, in dem ich diese Bücher geschrieben habe, liegt in Norder-Dithmarschen, sechs Stunden von der Heimat, an der Eidermündung, und ist alt und groß und hat ein schweres Strohdach. Es liegt zwischen Kirchhof und grüner Weide . . .“

Ich wünsche dem Dichter, der in des Lebens Vollkraft steht, Freudigkeit zu weiterem Schaffen und seinen Werken die Verbreitung im deutschen Vaterlande, die sie in so reichem Maße verdienen.

Berliner Theaterschau.

III.

Berlin, den 10. Februar 1902.

Es ist wiederum über eine Fülle von Geschehnissen zu berichten, von denen aber nur zwei als Ereignisse im Gang unseres Theaterlebens betrachtet werden dürfen, und kein einziges in jene Höhe ragt, die der Blick wahrnimmt, wenn er die Gesamtentwicklung ins Auge faßt. Immer und immer wieder zwingt sich dem Beobachter der zeitgenössischen Litteratur-Entwicklung das schmerzende Wort ab, daß es uns an Größe fehlt, an Größe des Willens, Größe der Gesinnung, Größe der Betrachtungsart der Geschehnisse. Es ist, als habe der Materialismus mit all seiner Betrachtung des Zunächstliegenden, seiner Leugnung des Nichtfaßbaren das Gefühl für Ewigkeitswerte ertötet, den Glauben an die Berechtigung des gesteigerten Typus vernichtet. Und kaum haben wir diese plebejische Alltäglichkeit etwas überwunden — vielleicht würde man besser sagen überbunden —, so tritt nicht frische, fröhliche Lebensbejahung, die Freude der That an die Stelle, sondern eine tiftelnde Spintifiziererei, eine krankhafte Nervenüberreizung, wo man nur auf stillen Sohlen zu schleichen wagt und nur im Flüsterton lispelt und ängstlich allem aus dem Wege geht, was nach blutvoller Kraft und männlicher Thatenlust aussieht. Gewiß, es ist unverkennbar, daß mit dem neuen Jahrhundert ein frischerer Hauch weht. Man darf wenigstens die Forderung nach Größe, Gesundheit und Lebendigkeit aufstellen, ohne verlacht zu werden. Die Heimatkunst hat ja allerdings etwas Beschränktes und dürfte bei allzu schroffer Begrenzung leicht zu einer Art Landsimperei ausarten. Aber sie erheischt doch wieder ein Schauen mit fröhlichen Augen und kann in ihrer Bekämpfung pessimistischer Auffassung wenigstens eine gute Vorstaffel zur Ersteigung des Hochlandes werden.

Indes, gerade jene litterarische Macht, die am unmittelbarsten das Volk ergreift, am eindringlichsten es aufweckt, ist selbst diesen bescheidenen Anfängen der Besserung verschlossen. Unser Theater bleibt nach wie vor Geschäftstheater, und die Geschäftsleute, die sich seine Direktoren schimpfen, merken es ja wohl an den schwächeren Einnahmen, daß der Kurs der alten Papiere gesunken ist. Es fehlt ihnen aber an Wagemut und Einsicht, um es mit Werten zu versuchen, die auf dem Bühnenmarkt seit Jahrzehnten nicht mehr gehandelt worden sind. Shakespeare und die Klassiker, schön, — gelegentlich sogar eine litterar-historische Ausgrabung, das befriedigt die Herren Professoren. Als eine Art Spezialität für die verwöhntesten Gourmands kommt sogar einmal die Aufführung eines altklassischen Werkes. Aber die kräftige, fröhliche Jugend einmal zu Wort kommen zu lassen, das fällt niemand ein. Dabei schießen die „freien Bühnen“ aller Orten in die Höhe. Aber auch sie stehen im Aliquendienste oder sollen nur irgend welchen eitlen Strebern zur Beachtung verhelfen. Darum

vermögen sie natürlich auch keinerlei Teilnahme zu erwecken. Die Auffassung aber, die der „Los-von-Berlin“-Ruf draußen gefunden hat, ist, wenn man von Dresden absieht, doch meist eine recht mißverständliche. Es hat wirklich keinen Wert, wenn Frankfurt uns in der Aufführung eines Pariser Ehebruchschwankes zuvorkommt. Das „Los“ vom Berliner Geiste, der sich in den geschilderten Zuständen offenbart, das ist die Hauptsache. Doch wenden wir uns unserer eigentlichen Aufgabe, der Betrachtung der Neuheiten der letzten Wochen, zu!

Dieser Berliner Theatergeist ist in der Weihnachtswoche wieder einmal so recht zur Bethätigung gelangt. Daß Weihnachten ein Fest der Freude und kindlichen Fröhlichkeit ist, wird unserem Leservolke ja alljährlich in unzähligen Artikeln versichert. Unsere Berliner Theaterdirektoren, die ja der Mehrzahl nach keine konfessionelle Veranlassung, christliche Feste zu feiern, haben, bewiesen doch ihr Verständnis für das Wesen unseres Weihnachtsfestes durch die Aufführung von Operetten. Nicht weniger als fünf solcher edlen Kunstwerke gingen in den Tagen um Weihnachten in Szene. Und wenn man nach dem Beifall, den sie fanden, schließen dürfte, so wäre es um den Humor gut bestellt. Doch gehören Schilderungen von Operetten ja nicht in eine Theaterschau, sondern in eine Geschichte der Schneiderkunst oder allenfalls noch der Bühnenausstattung. Dagegen darf man Lustspiele von einer solchen Theaterschau nicht ausschließen, zumal wenn sie von Verfassern herkommen, deren Namen die Litteraturgeschichte wenigstens als bezeichnende Erscheinung der zeitgenössischen Kultur nennen muß. Das ist der Fall bei dem Weihnachtsgeschenk, das das Lessing-Theater vorsekte in den „Wohlthätern“ von Adolf L'Arronge.

Ich habe für L'Arronge's Werke eine gewisse Sympathie. Nicht etwa, daß ich ihn für einen Dichter oder nur für einen guten Theaterstück-Schreiber halte. An Pffand, den doch auch keiner unter die Dichter zählt, gemessen, ist er herzlich schwach, genau so, wie die Blumenthal und Nadelburg keinen Vergleich mit dem vielgeschmähten Kogebue aushalten. Aber L'Arronge ist wenigstens nicht gefährlich. Er hat zwar keine dichterischen Qualitäten, aber auch keine Laster. Wie er immer und überall Durchschnittsmenschen zeichnet, wie seine Moral in dem Wort von der goldenen Mittelstraße gipfelt, so ist er selber ein Durchschnittsmensch, der in geschickten, wirksamen Dosen Behaglichkeit mit Empfindung zu mischen versteht. Solch ein Gericht wird niemals ein Leckerbissen; aber man kann sich doch auch den Magen nicht daran verderben, und da wir nun einmal nicht nur große und hohe Kunst brauchen, sondern auch eine Unterhaltungskunst, so darf der Kritiker, der die Tageserscheinungen würdigt, nicht an jedes Werk mit dem Maßstabe herantreten, den der Geschichtsschreiber, der die Gesamtentwicklung ins Auge zu fassen hat, anlegen muß.

Nun ist allerdings L'Arronge ein sehr alter Mann geworden. Seine Erfindungskraft, die nie groß gewesen ist, hat bedenklich nachgelassen, und da er es nicht versteht, sein otium cum dignitate zu genießen, schreibt er leider alle Jahre ein neues Stück. Das könnte einen leicht gründlich verstimmen, denn er hat wirklich gar nichts Neues mehr zu sagen. Er schreibt aus einem Duzend ein neues dreizehntes. Immerhin, für die mildgesinnte, etwas sentimental angehauchte Biedermannsstimmung der Weihnachtstage vermochte er gewisse Kreise des Publikums zu unterhalten. Daß diese Unterhaltung anständig und nicht trivial ist, ist immerhin ein Verdienst in einer Zeit, wo die Bühne mit Vorliebe an die schlechteren Instinkte der Masse sich wendet.

Die „Wohlthäter“ verkünden die nicht gerade neue Wahrheit, daß auch Wohlthaten lästig werden können, wenn sie einem zu sehr vorgerückt werden, oder der Dank dafür zu nachdrücklich gefordert wird. Diese Binsenwahrheit hätte sich wohl mit einfacheren Mitteln beweisen lassen, als L'Arronge für nötig hielt; denn er hat sich weidlich angestrengt, in einer dünnen Handlung aus dem sogenannten Alltagsleben möglichst viel Unwahrscheinliches unterzubringen. Da ist ein kleiner Beamter, den sein Schwager so weit gebracht hat, wie er ist. Der Herr Schwager behauptet, daß ihn das 3000 M. „ohne Zinsen“ gekostet habe. Von dem ihm zu Dank Verpflichteten verlangt er nun eine wahre Sklaverei. Glücklicherweise verliebt sich in den jungen Mann das Töchterchen eines reichen Bierbrauers. Der Schwiegerpapa ist so gutmütig, daß er seinem Schwiegersohn die 3000 M. schenkt, womit nun der erste Wohlthäter glücklich abgefunden werden kann. Das steigert den Idealismus des jungen Helden, der nun den löblichen Lebensgrundsatz aufstellt, seinen Haushalt nur mit eigenem Einkommen zu bestreiten. Leider wächst dieses nicht mit dem guten Willen. Andererseits ist das junge Frauchen von Hause aus etwas verwöhnt, und so machen sie und Schwiegerpapa sich zusammen und ergänzen das Gehalt zur nötigen Höhe. Dem jungen Manne gefällt die Sache an sich nicht schlecht. Sein Idealismus ist unbezweifelbar, wenn man bedenkt, daß er glauben kann, daß seine Wohnung nur 900 M. kostet und daß sein Frauchen ein so glänzendes Haushaltungsgenie ist, daß sie ihm für das knappe Wirtschaftsgeld alle Delikatessen der Saison vorsehen kann. Schließlich kommt er nun doch dahinter, hält sich für furchtbar betrogen und reißt entrüstet ab. Die Frau sitzt in tiefer Trauer da, alles ist zu einer Tragödie bereitet. Aber wozu hat man gute Freunde? Der junge Heißsporn findet jedenfalls nach wenigen Tagen einen, der ihm eine Stellung mit so großem Gehalte verschafft, daß er die feine Wohnung und die gute Tafel bezahlen kann. So ist denn Gott sei Dank alles in Ordnung. Man kann ruhig so weiter fein drauf los leben und braucht nicht einmal dankbar zu sein.

Der biedere, etwas spießbürgerliche, aber brave L'Arronge gehört eigentlich nicht ins Lessing-Theater, wo er wohl auch nur Dank dem Wechsel, der in den Weihnachtstagen mit dem Theaterpublikum vor sich geht, mit seinem harmlosen Werke eine so freundliche Aufnahme fand. Dagegen paßte so recht in den Spielplan dieses Hauses, das noch immer seinen stolzen Namen zu führen wagt, die Neuheit, die drei Wochen später mit verständnisinnigem Beifall belohnt wurde, Richard Skowronnek's „Schwarzes Schäflein“. Es hat ja wohl noch niemand diesen ehemaligen Protégé des königlichen Schauspielhauses für einen Dichter gehalten. Aber in seinen früheren Werken brachte er außer einer gewissen Weidmannsfriiche doch auch noch ein gut Stück masurische Heimatsstimmung mit. Sie war ja nie stark und immer recht gefällig für Berlin W. zurecht gemacht. Aber sie war doch vorhanden. Seit einigen Jahren ist dagegen Skowronnek durchaus Tendenzschriftsteller geworden und marschirt Arm in Arm mit dem größeren Felix Philippi. Im „Tugendhof“ hat er das Frömmelertum und die Temperenzlerbewegung, in der „kranken Zeit“ den Naturalismus, in der „goldenen Perrücke“ die „Engherzigkeit“ des Klassenhasses mit dem Geistesaufwand freisinniger Leitartikel abgehandelt. Zu dem neuesten Stück hat ihn der Insterburger Fall inspiriert. Als echter Tendenzmann kommt es ihm dabei natürlich nicht auf Wahrheit an. Für ihn handelt es sich um ein Rechenexempel, bei dem gezeigt werden muß, daß auf der einen Seite beschränkte Rückständigkeit und seelische Rohheit liegt,

über die der befreiende Fortschrittmensch mit sittlicher Reife, die auf der anderen Seite blüht, den Sieg erringt. Man kann sich denken, wie das lebensfatte Berlin W. sich freut, wenn es so in der Gloriole dichterischer Verherrlichung sich wiederfindet. Nach irgend welchen dichterischen Eigenschaften in Sprache, Charakteristik oder Aufbau der Handlung strebt dieses fünfsaktige Schauspiel nicht. Der Inhalt aber ist so durchaus kolportageromanhaft, daß ich meine Leser damit nicht ermüden möchte. Hoffen wir, daß ein gesünderes Publikum an anderen Orten dem Stück die Ablehnung bereiten wird, die es hier im Theater des westlichen Freisinnens nicht gefunden hat.

Während in diesem Tendenzstück wenigstens der demokratische Freisinn des Berlin W. auf seine Rechnung kam, gab es im königlichen Schauspielhaus einen Schwank, der die Frauenfrage in einer Art behandelte — nein, das darf man nicht sagen — antippte, die so tantenhaft und unreif mit einem immerhin wichtigen Problem spielte, daß es nicht erst der Ausrufung ästhetischer Gefühle bedürfen sollte, um eine Ablehnung herbeizurufen, sondern daß der einfache, gesunde Menschenverstand, der eine würdige Behandlung aller ernstesten Fragen erheischt, dagegen hätte protestieren müssen. Das aber sind bekanntlich gerade die rechten Stücke, die auf unserer königlichen Bühne Erfolg haben. Ein gewisser Shakespeare hat das Problem von der „behärmten Widerspenstigen“ in die Weltliteratur geworfen und hat es ohne alle Tendenz rein menschlich aus dem Widerstreit von herbster und verschlossener Jungfräulichkeit gegenüber dem nur fordernden Mannestum behandelt. Obwohl der Britte dabei auf alle großen Gesichtspunkte verzichtet, hat er es doch verstanden, aus der unerschöpflichen Fülle des Lebens heraus, das Ganze in die Sphäre der Menschlichkeit schlechthin zu erheben. Der Stoff ist seither unendlich oft behandelt worden. Dabei ist aus dem Lustspiel fast immer ein Schwank geworden, d. h. man hat nur die spaßhafte, nicht die menschlich tiefe Seite erfaßt. Unsere Zeit böte sicher den Stoff, um diesen Vorwurf sogar tragisch zu behandeln. Wertvoller wäre es, wenn es gelänge, zu zeigen, wie das Weib, das in der Emanzipationsucht sich zur „Gleichberechtigten“ emporgearbeitet hat, zur Erkenntnis gelangt, wie von Natur aus die scheinbar gleichen Wege sich scheiden müssen, wie dasselbe Thun einen anderen Charakter rein nach dem Naturgesetz gewinnen muß, je nachdem Weib oder Mann es verrichten, und wie erst die einheitliche Zweisheit der beiden Kräfte die höchste Harmonie ergiebt.

Die Leitung unserer königlichen Hofbühne hat die Mühe nicht gescheut, bis nach Amerika zu wandern, um ein Stück zu finden, das von allen Forderungen, die man bei dieser Stoffwahl stellen kann, auch nicht eine einzige befriedigt. Selbst Herren wie Blumenthal und Kadelburg erscheinen in sonnenhafter Glorie im Verhältnis zu Jerome K. Jerome, der den Schwank „Miß Fobbs“ verbrochen hat. Es wäre eine Beleidigung für die Leser, wenn ich den Inhalt dieser Schreibung hier erzählen würde, die von einer solchen Oberflächlichkeit ist, daß die Zensur, wenn ihr wirklich das Wohl der Bühne am Herzen läge, sicher die Aufführung verboten hätte. Vielleicht war es gerade diese Kindlichkeit, die unsere Hofbühne zur Annahme bewegte. Allerdings hat das Stück noch etwas von Aktualität, es spielt auf einer Nacht in der Nähe New-Yorks. Es ist wirklich ein Jammer, wenn man sieht, wie die vorzüglichen Darsteller des königlichen Schauspielhauses sich abmühen, solchen geist- und leblosen Puppen etwas von diesen beiden Ingredienzien, die doch einigermaßen zum Leben gehören, einzuflüßen. Das vorzügliche Spiel verschafft eben auch noch dem elendesten Schmarren einen

gewissen Erfolg, und so wird hier eine hohe Schauspielkunst geradezu zum Fluch für die Dichtkunst. Doch dies ist ja ein vogelfreier Begriff, und so lassen gerade jene die größten Sünden gegen sie zu, die sich als staatszerhaltende Mächte bekennten. Sie fühlen nicht, welcher heillosen Schaden sie unserem Volkstum auf diese Weise zufügen.

Im Gegensatz dazu ist im Residenztheater ein litterarisch gemeintes Stück durch das falsch aufgefaßte Spiel um seinen litterarischen Wert betrogen worden, und nur ein aufmerksames Zuhören zeigte, daß das dreiaktige Schauspiel „Amoureuse“ von George Porto-Riche nichts mit jenen lusternen Ehebruchsschwänken zu thun hat, die hier gewöhnlich zu Hause sind. Ich habe den französischen Titel gewählt, nicht den des deutschen Übersetzers, der die Überschrift „Verliebt“ genommen hat; denn das ist falsch. Es handelt sich vielmehr um eine Personifikation der Weibchenhaftigkeit. Ein seltsames Wort. Ich finde aber kein anderes, um die Natur dieser jungen Frau zu kennzeichnen, die jahrelang den geliebten Gatten so ausschließlich mit ihrer Liebe auszufüllen sucht, daß ihm für nichts anderes Zeit und Kraft übrig bleibt. Als er, um endlich zum Ziel zu kommen, sie aufs gröblichste beleidigt, rächt sie sich, indem sie sich einem anderen in die Arme wirft, natürlich ohne Liebe, die ja nur dem Gatten gilt. Die Bekennende schließt dieser wieder in die Arme. Wie ich das hier erzähle, ist es furchtbar roh und einfältig. Das Drama selber ist auch keineswegs zu einer vernünftigen Lösung gekommen. Es hat nur eins, es hat eine vorzügliche Exposition, die allerdings vier Fünftel des ganzen Stückes ausfüllt. Auch in dieser Entwicklung laufen Schiefheiten unter. Aber man kann nicht umhin, eine gewisse Kraft des Stimmungmachens anzuerkennen. Das Unglück des Verfassers ist eben, daß er, wie so viele unter den Jüngsten, danach ringt, durchaus tief zu erscheinen. Es soll immer problemhaft sein und verliert darüber die wahre Menschlichkeit. Die Schauspieler des Residenztheaters spielten übrigens das Ganze auf eine Pikanterie hinaus, womit sie den einheitlichen Charakter des Stückes völlig verwischten, vielleicht aber gerade dadurch ihm einen Erfolg verschafften.

Und nun zu einigen Stücken, mit denen man sich, ohne Entschuldigung vorbringen zu müssen, beschäftigen darf! Die eine Aufführung war sogar ein litterar-historisches Verdienst. Georg Büchners Drama: „Dantons Tod“ wurde zum ersten Mal gegeben.

Vor zwei Menschenaltern ist das Werk erschienen. Seit dieser Zeit übt es auf die Jugend eine ähnliche Wirkung aus, wie Schillers „Räuber“. Man darf die beiden Namen in einem Atemzug nennen. Georg Büchner war 21 Jahre alt, als er dieses Drama schrieb. Er war Student, er war von Verfolgung bedroht und schrieb sein Buch in fiebernder Hast vor der Flucht aus der Vaterstadt in die sichernde Schweiz. Bis dahin war er Mediziner gewesen. Nur widerwillig ertrug er den aufgezwungenen Beruf. Sein Sehnen war Dichtung und Philosophie. Das alles hat viele Ähnlichkeit mit dem Leben des Dichters der „Räuber“. Und auch im Geiste der beiden finden sich Berührungspunkte genug. Beide voll Haß gegen alle Unterdrückung, gegen alle Beschränkung des freien Auslebens der Persönlichkeit, beide voll der Kraft, das Sehnen der Gegenwart am Handeln der Vergangenheit so lebendig zu verkörpern, daß dieses zum Gegenwartsleben wird. Aber Büchner durfte nicht reifen. Der Tod raffte ihn fort zu einer Zeit, wo man nicht wissen konnte, ob der edle Stamm jemals vollwertige Früchte tragen würde. 23 Jahre alt war er, als er in Zürich starb. Auch wissenschaftlich von einzigartiger Frühreife, war er an der schweizerischen Universität damals Privat-

dozent. Im elsässischen Straßburg lebte seine Liebe, eine Pfarrerstochter, wie Friederike, die den jungen Goethe bezauberte. In einem Fragment hat Büchner den ausbrechenden Wahnsinn des unglücklichen Lenz geschildert. Das alles sind Züge, die sein Leben wie ein verspätetes Stück aus der Sturm- und Drangperiode unserer Litteratur erscheinen lassen. Ich glaube, die Litteraturgeschichte thut unrecht, wenn sie Büchner als Vorboten faßt, als Vorboten unserer realistischen und naturalistischen Litteratur. Er war vielmehr ein Nachzügler der kraftgenialen Periode aus dem letzten Drittel des Jahrhunderts zuvor. Sein Verhältnis zum „Volk“ zeigt es. Für Büchner ist das Volk nur Masse, — das Genie, die Persönlichkeit alles.

Den Inhalt des Werkes muß ich als bekannt voraussetzen. Es ist zweifellos das beste Revolutionsdrama aus dem mächtigen Bücherhaufen, der diese Zeit zu schildern suchte, das beste, trotzdem fast nicht gehandelt, sondern fast nur geredet wird. Büchner hat eben mit genialem Griff die Zeit gewählt, wo Danton nicht mehr handelte und durch das Nichthandeln zum tragischen Helden wurde. Das ist ein seltener Fall. Für diesen revolutionären Helden stimmt er aber mit der Geschichte überein. Seit einem halben Jahrhundert hat man daran gedacht, das Werk der Bühne zu gewinnen. Die freie Volksbühne hat es endlich mit unzulänglichen Mitteln gewagt. Im bühnentechnischen Sinne ist der Versuch kaum gelungen. Ich glaube auch nicht, daß ein schärferes Zusammenstreichen geholfen hätte. Und doch war die Vorführung von hohem Wert. Es wird wohl keiner das kärgliche Belle-Alliance-Theater verlassen haben ohne das Gefühl, daß nur der Wille und das Streben zum Großen dichterisch sein könne; dem Sichbescheiden in engen Grenzen wird die große Kunst niemals etwas zu danken haben.

Die große Kunst nicht, aber doch oft die gute künstlerische Unterhaltung. Das beweist der Erfolg einer Einakter-Reihe von Arthur Schnitzler. Bedeuten diese Werkchen auch keinen dauernden Litteraturgewinn, so wird doch auch der strengste Beurteiler nichts dagegen einzuwenden haben, daß die feingearbeiteten Stücke den Unterhaltungsstoff für manchen Theaterabend dieses Winters und wohl auch noch des nächsten Jahres abgeben. Schnitzler ist nie und nirgendwo ein Dichter, aber sehr oft Poet und immer ein feiner Kunsthandwerker. Er ist nie Dichter, der aus der Fülle des Lebens heraus mit schöpferischer Kraft gestaltet und schafft. Er ist dagegen oft Poet, der es versteht, vorhandene Werte künstlerisch auszumünzen, in der Luft schwebende Gedanken und Stimmungen einzufangen und zu verdichten. Er ist immer feiner Kunsthandwerker, insofern er die Grenzen seines Könnens wohl kennt und als kluger Mann nie darüber hinausstrebt, daß er nie groß schaffen will, wohl aber das Kleine, das er bietet, aufs feinste und schärfste ausarbeitet. Es ist unendlich viel Pose und Spiegelfechtereie in Schnitzler, er giebt sich nie, wie er sich geben muß, sondern wie er sich geben will, und er will gefallen, ganz bestimmten Kreisen gefallen. Ich glaube, am besten gefällt er den halbwüchigen Damen der sogenannten guten Gesellschaft, die vieles gelesen haben, was sie nicht hätten lesen sollen, und ein reiches Parfüm von Pikanterie und Scheinromantik für den echtensten Duft des Blumengartens wahrer Poesie halten. Er gefällt außerdem jenen Fachgenossen, die nicht in selbstgewählter Einsamkeit stolz um Großes ringen, sondern die im Kaffeehaus herauszuklügel, wie fein einer das und das gemacht hat. Und Schnitzler macht Vieles fein.

Schnitzler ist in der Dramatik der Spezialist des Einakters geworden. Mit seinem „Anatole“-Cyklus setzte die Form ein; die Stücke um „Parcellus“ und die

ihrer Pikanterie wegen nicht aufführbaren „Reigen“ gehören zu den wirksamsten Stücken dieser kurzatmigen und kurzlebigen Dramatik. Auch Schnitzlers neuestes Werk besteht aus vier Einaktern, die alle selbständig sind, aber durch einen darüber hinschwebenden Gedanken des Verfassers in losen Zusammenhang gebracht worden sind. „Lebendige Stunden“ heißen die vier einaktigen Stückchen, die am 4. Januar im deutschen Theater einen im ganzen unbestrittenen, guten Erfolg errangen.

„Tout est matière pour vous“ = „Alles ist Material für euch, Künstler“. Der Satz aus einem Roman Paul Bourgets könnte den vier Stücken als Motto vorausgesetzt werden. Ein alter Gedanke, den Goethe mit seinem Worte „Gelegenheitsdichtung“ viel schärfer und tiefer faßt. Was dem Künstler an Freud und Leid begegnet, — er ist nur dann wirklicher Künstler, wenn er daraus neuen Stoff für sein Schaffen gewinnt. Nur im ersten der vier Stücke wird dieser Gedanke schärfer betont. Es trägt für sich den Titel „Lebendige Stunden“, der nachher auf den ganzen Cyklus übergegangen ist. Die Stunden des Todes müssen dem Dichter Stunden des Lebens werden, ist die These, die von Schnitzler leider mehr feuilletonistisch-theoretisch als aus dem inneren Leben heraus bewiesen wird. Die Mutter eines jungen Dichters, die seit langem kränkt, hat sich selber den Tod gegeben, weil sie fühlt, daß sie ihrem Sohn ein Hemmnis beim Schaffen ist. Sie hat einen alten Freund in das Geheimnis eingeweiht. Dieser, durch und durch unkünstlerisch veranlagt, versteht den Schritt nicht und glaubt mit der Mitteilung der Thatsache den Sohn zerschmettern zu können. Dieser aber gewinnt aus der Größe der Opferthat der Mutter die Anregung zu starkem Schaffen. Das Stückchen wirkt, wie gesagt, ganz als These, nicht als ein Stück Leben. Vor allem der Schritt des alten Hausfreundes ist nach dem Vorangegangenen nicht glaubhaft. Das Publikum blieb auch kalt, und nur das glänzende Spiel der Herren Mittner und Reinhardt erweckten gegen Schluß wärmere Teilnahme.

Im zweiten Stück greift der sonst so kluge Verfasser höher, als er langen kann. Ich glaube allerdings nicht, daß er die Absicht gehabt hat, das Problem der Seelenwanderung dabei zu berühren, wie es die Kritik fast einmütig angenommen hat. Denn so leichtsinnig wäre er doch mit der Materie nicht umgegangen. Nein, es war ein an sich wirklich dichterischer Einfall, daß Menschen sich für Stunden in einem Bilde wiederzuerkennen glauben. „Die Frau mit dem Dolche“ heißt dies zweite Stück. Wir sind in einer Galerie. Eine junge Frau trifft hier mit einem jungen Menschen zusammen, der sie umwirbt, dem sie in wankender Treue gegen ihren Gatten sich halb zuneigt, halb ihn aber doch wieder zurückstößt. Das Bild, unter dem sie sich treffen, das eben „die Frau mit dem Dolche“ darstellt, hat von jeher einen starken Eindruck auf sie gemacht, weil sie der Frau auf dem Bilde ähnlich ist. Nun kommt die Verwandtschaft der Seelenstimmung hinzu. Wie eine wundersame Erinnerung aus alten Zeiten steigt es in ihr auf. — Die Bühne verwandelt sich. Was dem Weib im Gedächtnis aufsteigt, sehen wir als Thatsache sich vor uns abspielen. Es ist das lebendig gewordene Bild von der Galeriewand. Die Gattin des berühmten Malers Remigio hat sich in schwächlicher Sinnlichkeit einem Schüler ihres Gatten hingegeben. Als dieser zurückkehrt, bekennet sie sich ihrer Schuld. Sie liebt ja den Jüngling nicht, mit dem sie den Gatten hintergangen. Als Remigio es verschmäht, am Schänder seiner Ehre Rache zu nehmen, stößt sie den Liebhaber in einer Nacht mit dem Dolche nieder. Und diese That wirkt erlösend auf den Künstler. Während der Jüngling am Boden

röchelt, greift er zur Palette und entwirft das Gemälde. — Der Traum ist zu Ende; wir sind wieder im Galeriesaal. — Wirst Du heute kommen? fragt der Jüngling. Sie verspricht es.

Man sieht, wie schwächlich Schnitzler dem angebahnten Konflikte aus dem Wege geht. Eine offen bleibende Frage ist alles. Was wird nun geschehen? Wird das Weib von heute dieselbe That vollführen, wie die Gattin des Renaissance-malers? Wird sie ihr Geschlecht rächen an der Brutalität der egoistischen Künstlerlaune? Schnitzler begnügt sich mit einem großen Fragezeichen. Der Beifall, den dieses Stück fand, galt wohl am stärksten der Darstellerin der Frauenrolle, Fräulein Frene Triesch.

Nach dem dritten Stück galt der Beifall dem Verfasser, trotzdem auch dieses meisterhaft gespielt wurde. Es ist auch das Stärkste, das Beste, was Schnitzler überhaupt bis heute geschrieben hat. „Die alten Masken“ behandeln den schönen Gedanken, daß vor dem Tode auch die letzte Heuchelei, die letzte Schwäche versinkt. Ein Journalist liegt im Spital; in Not und Glend ist sein starkes Talent verkommen. Der Tod steht ihm nahe. Da will er doch noch eine Genugthuung haben. Einem sogenannten Freund, der es dank seiner Oberflächlichkeit und seiner Kriecherei im gleichen Beruf unendlich weiter gebracht hat, will er einmal seine ganze Verachtung ins Gesicht schleudern. In seiner Bitterkeit sieht er eine Genugthuung darin, daß er ihm das Familienglück zerstört. Er will ihm sagen, daß das Weib, das der Wohlhabende seine Gattin nennt, lange zuvor des armen Verkommenen Geliebte war. Mit aller Wollust spielt er einem franken Komödianten, der neben ihm liegt, diese Rolle vor und entbietet den Freund zu sich. Dieser kommt. Aber in seiner selbstgefälligen Eitelkeit, seinem hohlen Glückseligkeit erscheint er dem Sterbenden so armselig, daß dieser auf seine Rache verzichtet. Er erkundigt sich freundlich nach Frau und Kindern, läßt den anderen selbstgefällig heimgehen und tritt selber, abgeklärt und ruhig, den Weg in die Ewigkeit an.

Das Milieu des Krankenhauses ist vorzüglich gezeichnet; Schnitzler war ja selber früher Mediziner. Die Nebengestalten sind in Wirklichkeit zur Ausgestaltung der Lebendigkeit dieses Bildes unentbehrlich. Es war ein starker Eindruck, den die Dichtung gab; er wurde noch gehoben durch das meisterhafte Spiel des deutschen Theaters.

Zum Schluß kam eine Burleske. „Litteratur“ heißt das kleine Stück Münchener Bohémeterium, das an Freiheit und Wit, wie an lebensprühender Echtheit Wolzogens „Lumpengesindel“ weit hinter sich läßt. Was im älteren Stück Karikatur ist, hier ist es echtes Leben. „Sie“, die ihr frühes Witventum in froher Künstlerlaune gründlich genossen, möchte sich wieder standesgemäß verheiraten. Der Herr Baron hat ungeheuer strenge Ansichten von weiblicher Würde und schroff ablehnende gegen alles künstlerische Schaffen, das für ihn nur ein an die Öffentlichkeitzerren innersten Lebens ist. Er hat deshalb ihren Roman aufkaufen und einstampfen lassen. Sie ist gewandt genug, ihn richtig zu nehmen. Trotzdem droht das fein eingefädelte Spiel noch schief zu gehen, als „Er“, mit dem sie ihr Dachstübenglück genossen, in einem Roman den gleichen Briefwechsel veröffentlicht. Dennoch gelingt der Streich. Behaglichen Phlegmas läßt er sie gehen, und der Baron ist zwar der Troddel, aber doch immerhin ein glücklicher Mensch. Auch hier war das Spiel meisterhaft. Herr Bassermann, wohl der beste Charakterdarsteller der deutschen Bühne, als korrekter Salonmensch, Rittner in hierfidelier Hartlebenmaske und Frene Triesch à la Marie Madeleine erweckten lauteste Lachlust, die den Erfolg des ganzen Abends besiegelte.

Ein Ereignis war auch die Erstaufführung von Sudermanns „Es lebe das Leben“. Ein packender Titel, so voller Kraft, voll lauter Bejahung, voller That und voll mächtigen Aufschwungs. Wenn man Sudermann nicht kannte, würde man sich vorstellen, daß es sich um eine Lösung des Ewigkeitsringes des Menschen, des „Durch Nacht zum Licht“ handelte, daß einer nach schweren Kämpfen, die ihm den Gedanken an den Tod nahe gerückt haben, zum Entschluß gekommen wäre, trotzdem zu leben, also zu schaffen und zu wirken. Der Kenner Sudermanns allerdings hat darauf nie zu hoffen gewagt. Gewiß, durch die meisten seiner Werke geht ein brutaler Zug der Lebensbejahung, insofern sie mit dem Worte genießen zusammenfällt. Aber neben dieser Brutalität steht überall eine gewisse Feigheit. Die Menschen, die er uns darstellt, sind fast immer nur Halbnaturen, die gar nicht den inneren Reichtum und die innere Stärke zu einer kraftvollen Lebensbethätigung haben. Sie sind eben Gestalten Sudermanns, der selber kein Ganzer ist, dem eine volle Weltanschauung fehlt, aus der heraus allein der Dichter mit freudiger Zuversicht und hinreißender Sicherheit gestalten kann. Sudermann bleibt überall der Schriftsteller, der eine Frage hin und her überlegt, sie von allen Seiten beleuchtet, sie erörtert; der kombiniert, auf die Probleme, die sich aufthun, hinweist, die er aber nie aus einer starken Ueberzeugung heraus mit fester Hand fornt, und deshalb selber auch nie überzeugen kann. Man denke sich den Schluß dieses Dramas: „Es lebe das Leben“. Eine Frau ruft das Wort hinaus, die mit dem Augenblick, wo sie den Mut zu einem Bekenntnis gefunden hat, freiwillig aus dem Leben scheidet, sich also doch den Folgen ihres Bekenntnisses entzieht. An ihrer Bahre stehen zwei gebrochene Männer, und die beiden Jungen, die ins Leben hinausgehen und leben wollen, sind solche, die sich diese Ueberzeugung noch gar nicht erkämpft haben. Es ist überhaupt für Sudermann in hohem Maße charakteristisch, daß die Hauptgestalt des Dramas ein Weib ist. Nicht das heldenhafte, nicht der thatende Mann verkündet den Spruch, sondern eine empfindungsreiche Frau, die damit gewissermaßen rechtfertigen will, daß sie „genossen“ hat.

Das rein Menschliche war natürlich für Sudermann nicht interessant genug. Es mußte noch ein zweites Problem von außen hinzugetragen werden. Die treibende Macht im ganzen ist — man höre und staune — die Parteipolitik. Wenn die Frau, statt zu leben, stirbt; wenn die Männer, statt zu handeln und die Folgen des Geschehenen zu tragen, weiter leben wie bisher, so geschieht das alles, damit die politische Partei, der sie angehören, keinen Schaden leidet. Als ob jemals für ein starkes Menschentum im entscheidenden Augenblick ein so kaltes, außer ihm seiendes Ding entscheidend eingreifen könnte; als ob ferner eine Partei, die nicht schon durch und durch wurmfest ist, durch den sittlichen Fehltritt eines ihrer Mitglieder wirklich vernichtet werden könnte! Und schließlich, was ist Partei, Reichspartei! Ist das schon Vaterland, ist das etwa Religion, eine jener ungeheuren Mächte, mit denen ein ganzes Volk steht und fällt, für das man sich also auch opfern kann?

Man erkennt schon aus diesen Andeutungen, daß der Inhalt kein starker, der Entwicklungsgang kein zwingender sein kann. Unsicher und haltlos sind auch die in ihr handelnden Personen. Selbst der hervorragenden Darstellungskunst des deutschen Theaters ist es nicht gelungen, aus ihnen glaubwürdige und lebendige Menschen zu gestalten.

Es ist nicht leicht oder doch auch dem Wesen des Stückes nicht entsprechend, den Inhalt scharf herauszuschälen; denn im Stücke selber ist die große Linie nirgends herausgearbeitet. Vor allem beruht auch das Interesse, das das Drama weckt, nicht auf seiner Gesamtheit, sondern auf den überall auftretenden, interessanten Wendungen, auf der Art, wie der Verfasser seine feuilletonistischen Ideen zu dramatischen Szenen zuspitzt, und auf einer durchaus französischen Technik einer nicht innerlich erlebten, sondern für den Zuschauer berechneten Szenenführung.

Im Mittelpunkt des Ganzen steht, wie gesagt, eine Frau, die Gräfin Beate Kellinghausen, die als echte Romangestalt alles kann. Sie ist nicht nur eine Frau von Herz und Gemüt, sondern auch von hohen Geistesgaben und hervorragender Entschlossenheit. Sie ist ihrem gräßlichen Gatten standesgemäße und auch beglückende Gattin, führt gleichzeitig mit einem Freunde ihres Mannes, dem Baron Völkerlink, eine geistige Ehe, voll höchster seelischer und geistiger Interessen. Sie ist ihren Kindern eine vorzügliche Mutter und zu alle dem, ja fast hauptsächlich, ist sie die Egeria einer politischen Partei. So ist sie zweifellos die tugendhafteste der Ehebrecherinnen, die je auf die Bühne gekommen sind. Eine Ehebrecherin ist sie aber doch. Sie hatte bei ihrem ihr wirklich angetrauten Gemahl nicht die seelische Resonanz gefunden, nach der sie verlangte. Seine gutmütige, brave, etwas beschränkte Natur vermochte mit ihr nicht zu gehen. So hat sie sich an Baron Völkerlink geklammert, in dem sie einen stark geistigen, für das öffentliche Leben geradezu vorherbestimmten Charakter sah. Und sie erreicht es, daß ihr Gatte von dem mehr aus überlieferter Gewohnheit geübten parlamentarischen Beruf zurücktritt, um dem Freunde Platz zu machen. Da aber bricht das sorgsam gehütete, von niemandem geahnte Geheimnis der Liebe zwischen den Beiden hervor. Ein ehemaliger Sekretär des Barons, nun wütender Sozialist, wirft es im Wahlkampf in die Öffentlichkeit. So droht das Glück der Familie des Grafen und des Barons zusammenzubrechen, das gerade jetzt dadurch, daß der Sohn des Barons sich mit der Tochter des Grafen verlobt, den Höhepunkt erreicht hat. Hier hat Sudermann eine der raffiniertest gebauten Szenen unserer Dramenliteratur eingeflochten. Der Graf hat noch keine Ahnung von der Veröffentlichung des Sekretärs, und der bei ihm anwesende Baron ruft nun seinen Sohn herein und trägt ihm, als einen völlig erdichteten Fall, sein eigenes Verhältnis vor. Der Sohn sagt, daß er in diesem Falle es für die Pflicht des schuldigen Teiles halte, sich selber zu richten. Unbewußt hat er damit dem Vater das Urteil gesprochen. Dieser aber findet den Mut der That nicht, ja „im Interesse der Partei“, wie er sich selber vorspiegelt, und zur Schonung der Frau verlegt er dem ihn zur Rede stellenden Grafen gegenüber sein Ehrenwort. Da aber tritt die Frau ein. Sie selber bekennet offen ihren Fehltritt und erwartet nun von dem Bekenntnis erst die wahre Befreiung durch die befreiende That des seit Langem Geliebten. Als nun aber Baron Völkerlink sich als durchaus kleinlichen und mutlosen Charakter erweist, erfährt sie das durchaus nicht als das, was es ist, als Hohlheit eines Scheinhelden, von dem sie sich nun etwa losreißt, sondern als alles beherrschende Macht tritt nun plötzlich die Partei in den Vordergrund. So beschwört die Gräfin Völkerlink, sich ja das Leben zu erhalten, damit den Kindern ihr Lebensweg nicht getrübt werde, damit vor allem der Partei seine unschätzbare Kraft erhalten bleibe. Und wiederum zu Ruß und Frommen der Partei vermag sie es bei ihrem beleidigten Gatten durchzusetzen, daß er, um allen

Gerüchten die Spitze abzubrechen, den Baron zu einem festlichen Gastmahl einlädt. Bei diesem Festmahl bringt sie ihren Toast auf das Leben aus. Dann verschwindet sie im Nebenzimmer und nimmt Gift. Durch dieses Opfer glaubt sie den Geliebten dem Leben neu zu gewinnen, da er nun gezwungen ist, aus Achtung vor dem Andenken der Frau wie aus Interesse für die Partei weiterzuleben.

Man sieht, das Ganze ist ein halbwegs ironischer Schluß, dessen höchste Ironie vielleicht darin liegt, daß Sudermann selbst ihn für ernst hält. Daß das Ganze auch dann auf hohlen Füßen stände, wenn Baron Völkerlink wirklich die Absicht gehabt hätte, sich ums Leben zu bringen, leuchtet ein. Nun aber gar in diesem Falle, wo er niemals ein Opfer beabsichtigte?! —

Die Erzählung zeigt, daß vielfache Beziehungen zu Ereignissen der letzten Zeit aus dem Drama herausgefunden werden können. Das war sicherlich die Absicht des Verfassers nicht. Er wollte mehr geben, als die Dramatisierung eines „Falles“. Aber die Kraft, sich ins Typische zu erheben, fehlt ihm vollständig, und über der Sucht nach dieser allgemeinen Gültigkeit der auftretenden Personen geht ihm ihre Individualität sogar in die Brüche. Zum Schluß gebietet die Gerechtigkeit, zu erwähnen, daß das Drama einen lebhaften Erfolg hatte. Doch will das ja für eine dauernde Bewertung nichts bedeuten.

Dr. Karl Stork.

Ein Elsässer Poet.

Christian Schmitt's „Neue Gedichte“. Beurteilt von Karl Ernst Anold.

Christian Schmitt, der elsässische Poet, ist uns Altdeutschen längst bekannt durch seine (soeben in 2. Auflage erschienenen) „Alsalieder“, wie als Leiter des literarischen Alsabundes und der das Deutschtum bezw. den deutschen Geist der Dichtung pflegenden Straßburger Monatschrift „Erwinia“.

Seinen Alsaliedern hat der bekannte Adolf Stöber schon vor 10 Jahren das Geleitwort mit auf den Weg gegeben: „An deutsch dichtenden Söhnen hat es dem Elsaß nie gefehlt, selbst nicht in dem Zeitraum seiner Zugehörigkeit zu Frankreich . . . Einer der begabtesten aber unter den jüngeren elsässischen Poeten ist Christian Schmitt. Schon in betreff der Form sind seine Gedichte fast durchgängig gewandt, größtenteils selbst vollendet. Auch dem Gehalt nach sind sie im ganzen ausgezeichnet. Ihre charakteristischen Züge sind: Natursinn, Familiensinn, Freundes- und Heimatliebe, ein Herz für Gottes Ehre und Menschenwohl; Erfassung des Lebens vorherrschend von der ernstern, bisweilen auch von seiner heiteren Seite. Dichterisch gestaltet Christian Schmitt diese Stoffe, indem er ihnen ein frisches, lebendiges, wahres und warmes Gefühl einhaucht — und ihnen den Schmuck anmutiger Bilder verleiht“ . . .

Und das sind ja die eigentlichen und ewigen Züge der deutschen Volks- und Viederseele. Es legitimiert sich also damit unser elsässischer Sangesbruder sofort als einen echt deutschen Poeten. Seine lyrische Art läßt sich überhaupt mit zwei Worten kurz charakterisieren, und das sind wieder zwei besonders deutsche Worte: Junig und sinnig.

Junig und sinnig ist Christian Schmitt's Poesie auch in dem uns vorliegenden Band: Neue Gedichte (im Verlag von Rudolf Beust = Straßburg soeben erschienen). Es ist ihnen das Martin Greif'sche Motto vorgestellt:

„Nicht zu Kämpfen, nicht zu Thaten
— Kief es — ward Dein Herz gestählt.
Bücke Dich zur Erde nieder,
Pflück' die Blumen auf der Flur“ . . .

Und das hat unser Poet fleißig gethan. Er ist ein sinniger Naturpoet, der auf seinen Wanderungen durch das heimatlliche und an Naturschönheiten reiche Elsaß mit beschaulichen Augen die Höhen und Thäler durchstöbert, tausend Blumen gepflückt und in seinen zahlreichen Versen verewigt hat.

„In freier Luft“ lautet darum auch der erste Cyclus seines Gedichtbuches. Und „An die Natur“ sein erstes Gedicht. — Wald und Waldeinsamkeit sind ihm seine intimsten und gestimmtesten Freunde. „Hier fühl' ich den Zusammenhang mit dem All und Einen“ bekennt er mit dem großen Gottfried Keller. — „Ich bin Dein Kind und kenne kein Verzagen, Solang ich darf zu Deinem Herzen kommen“ — gesteht er der mit „Mutterhuld“ ihn hegenden Natur.

„Zum Guten lenke meines Strebens Spuren
Und läutre meines Willens dunkle Triebe“ —

ist die schönste Blume, die er in ihr pflücken möchte.

Dieses Eingangsgedicht erweist uns schon in den wenigen ausgewählten Worten die besondere poetische Art Christian Schmitts, die nämlich eine mehr poetisch-didaktische und bei allem Schwung der Sprache moralisierende ist. Ein „Erzieher des Menschengeschlechts“ möchte Christian Schmitt als Dichter werden.

Das erweist im weiteren auch der zweite Teil: Erlebnis und Erfahrung. Eine reiche Lebensweisheit waltet darin. Seiner „Zunft“ (Christian Schmitt war Lehrer) weiß er sich entwachsen. Er kennt „die Herren Kollegen“, die am ersten das „Schuldig“ rufen über den, der „als Mensch menschlich gefehlt“, und die den neiden, der es wagt, aus dem Schwarm zu ragen.

Der dritte Abschnitt heißt: Gau und Reich. „Ich bin ein deutscher Säng'er — Und lieb' mein Vaterland. — Das Fremde führt uns länger — Nicht mehr am Gängelband“, rühmt er mit einem Hermann von Gilm, und mit Emanuel Geibel erschaut er:

„Zu der Zukunft, die wir ahnen,
Gilt's die goldnen Brücken baun.
Aber nicht des Tages Fahnen,
Deutschlands Sternen müßt Ihr traum.“

Hätten wir nur mehr solche „Brückenbauende“ und „Deutschlands Sternen Trauende“ in unseren wiedergewonnenen Reichslanden! Unser Christian Schmitt ist einer, der die Zukunft ahnt und Deutschlands Sternen traut. Ein Dichter ist immer ein Seher, aber er teilt auch immer wieder des Sehers Los, daß seine Zeitgenossen seiner Predigt nicht glauben. — Christian Schmitt ist kein Litteraturdichter, sondern er sucht innigste Fühlung mit seinem Volk. Er liebt sein Heimatland mit heißer Liebe.

„Glückauf — Du meiner Liebe Land,
Glückauf, ihr Vogesenwiesen:
Es mög' uns der Ewige seine Hand
Und seine Huld erschließen“

singt sein „Lenzlied“ seinem „edlen Elsaßgau“.

Die ganze erste Hälfte dieses Cyclus ist ein Preislied auf seine engere Heimat und ihre Schönheit. Aber sein Blick geht weiter und hinaus und hinein ins große Deutsche Reich. Am 100jährigen Geburtstag Kaiser Wilhelms I. wagt er diesen ersten Kaiser zu rühmen als „Retter unserem Reich“:

Aus der Nacht, der tiefen, langen,
Trugst Du herrlich uns ans Licht" . . .

Auf Bismarcks Tod stimmt er die laute Klage an: „So hast Du uns
allein gelassen" . . . Aber: „Eins wissen wir:

Was wir gewonnen,
Von keinem Feind hinfort berührt,
Du Herrlicher hast es begonnen
Und wunderbar ans Licht geführt" . . .

„Dein Werk, in siegendem Entfalten
Wuchs es empor voll Kraft und Ruh.
Nun gebe Gott, daß wir's erhalten
In Deinem Geist und treu wie Du" . . .

Ja „ganz Alfatia" führt er an Bismarcks Leiche und läßt sie die Klage erheben:

„Mein Sinn ist schwer — denn noch liegt meinen Gauen
Der klare Morgen der Erkenntnis fern.
Noch will mein trotzig Volk sich nicht vertrauen
Dem Weg, bestrahlt von Deines Geistes Stern" . . .

Auch für „Germania zur See" hat unser Dichter die lebhaftesten Sympathien.

— Ein weiterer Cyclus betitelt sich: „Aus dem häuslichen Kreise".

„Ein Winkel muß Dein eigen sein,
Wohin kein Fremder sich drängt ein" —

bekannt Christian Schmitt mit dem bekannten Gustav Falke. Seinem geliebten
Weibe, seinem „munteren Kleinpaar" (das nicht weiß, „daß des Vaters Träume
zwischen Gräbern wandeln") gilt sein Lob, und sein Schmerz seinem ver-
storbenen Kinde.

„Ach, wie stimmt zu meinen Klagen
Dieser Himmel trüb und matt. —
Schweigt! Ihr sollt mir nimmer sagen,
Daß die Ferne
Jemals wieder Sonn' und Sterne,
Daß ein Lenz noch Blumen hat" . . .

Ein fünfter und letzter Abschnitt enthält „Persönliches und Gelegen-
heitliches". Alle echte Poesie ist Gelegenheitspoesie — sagt Goethe. Bei unserem
Christian Schmitt ist alles — persönlich Erlebtes.

„Mach' Andern Freude. Du wirst erfahren, daß Freude freut": nach diesem
Lebensgrundsatz Bischer's hat Christian Schmitt verstanden, jederzeit an seinen
Freunden zu handeln, seinen „Haß aber für sich allein zu genießen" . . . Theodor
Vulpinus — Martin Greif — Stöber — Valentin Traudt sind seine namentlich
genannten Freunde, die er darin besingt.

Für das Goethe-Denkmal in Straßburg, für die echt deutschen Komponisten
Schubert und Vorking bricht er (an deren 100jährigen Geburtstagen) tapfere Lansen.

— Sein letztes Lied gilt der Feier des 25jährigen Bestehens der Kaiser-Wilhelm-
Universität in Straßburg.

„Du Edle, wo einst Erwins Brust
Zur Meisterthat erglühte,
Wo Gottfrieds kühne Schöpferlust
Und Goethe's Frühling blühte,
Du Fels, von manchem Sieg verklärt
Durch lichte Geisteswaffen —
Auch uns hat Deine Kraft bewehrt
Zu männlich erstem Schaffen" . . .

Wohl! Ein männlich ernstes Schaffen offenbart sich durchweg auch in
Christian Schmitts Persönlichkeit, und wir wünschen von Herzen sowohl seinem
allgemein litterarischen Schaffen als Leiter der „Erwinia", als auch seinem persön-
lichen poetischen Schaffen nicht nur das Verständnis seines engeren Heimat-, sondern
des allgemeinen Vaterlandes — „soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im
Himmel Lieder singt".

Marie Eugenie delle Grazie.

Von Hans Benzmann.

Nur in litterarischen Kreisen wurde Marie Eugenie delle Grazie als die Dichterin des Epos „Robespierre“ hochgeschätzt, bis die Kunde von ihr während des letzten Jahres auch in weitere Kreise drang, nachdem sie in Wien mit ihrem sozialen Drama „Schlagende Wetter“ einen großen Bühnenerfolg gehabt hatte. Legthm hatte die Dichterin abermals einen starken Erfolg am Wiener Hofburgtheater mit einem stark symbolistischen neuen Schauspiel: „Der Schatten“. Dieses Stück wurde in diesen Tagen auch in München aufgeführt.

Sie steht ein wenig fremd unter ihren österreichischen Dichtergenossen da. Ich meine, daß sie keiner Schule, keiner Clique, wie etwa dem „Jungen Wien“, angehört. Wohl aber wird sie allseitig in Wien, soviel ich weiß, als Dichterin hoch geschätzt. Spezifisch österreichisch ist ihre Freude an prächtig-dekorativ wirkenden Farben und Bildern. Sie zeigt hierin Verwandtschaft mit Hamerling, den sie aber an Kühnheit in dem Aufbau ihrer Dichtungen und auch an Gedankentiefe überragt. Sie ist Pessimistin; aber ihre Weltanschauung ist von jener undefinierbaren Weite und universalen Größe, die nicht mit einem Worte erklärt werden können. Sie ist eine rastlos schaffende Künstlerin. Ein Drang nach immer höheren Zielen, nach immer tieferen Erkenntnissen lebt in ihr, eine Sehnsucht nach jenen Offenbarungen, die das Leben endlich doch als lebenswertes für den Höhenmenschen erscheinen lassen. Ihre Entwicklung ist noch nicht abgeschlossen, und es ist zu erwarten, daß diese Dichterin noch in einen helleren Vordergrund tritt. Jedenfalls zeigt sie in ihrem Universalismus mehr germanisches als spezifisch österreichisches Wesen.

Geboren ist die Dichterin am 14. August 1864 zu Weißkirchen in Ungarn. Ihr Vater war Bergbaudirektor und leitete als solcher die an der unteren Donau in Südbungarn gelegenen mächtigen Bergwerke von Drenkova. Über ihre Abstammung erzählt die Dichterin selbst folgendes (vgl. Litterarisches Echo III, 13): „Mein Vater entstammte einer bis ins 13. Jahrhundert zurückreichenden venetianischen Familie und hatte seine Kindheit und erste Jugend in Smyrna in Kleinasien verlebt. Wenn je ein Mann in dem Weibe seiner Wahl seinen vollendeten Gegensatz gesucht und gefunden, war dies bei meinem Vater der Fall. Er zählte bereits achtundvierzig Jahre, als er sich mit der kaum fünfzehnjährigen Marie Melzer zu Bersaska im Banate verlobte. Obwohl von großmütterlicher Seite her französischer Abstammung, war meine Mutter doch ganz das Ebenbild ihres norddeutschen Vaters, eines gebürtigen Hamburgerers. Verstandesschärfe und eine Individualität, die bei aller

Lebhaftigkeit ihres Wesens doch stets sich selbst zu behalten mußte, waren ihre hervorstechendsten Eigenschaften.“ Die Phantasie des Kindes vertiefte sich in der Einsamkeit und Schönheit der Pusta und der Donaugebirge. Hier, wo an einer Felswand noch die eingemeißelten „Trajans-Tafeln“ Kunde von einer vergangenen Welt geben, erwachte auch der Sinn der Dichterin für historische Großthaten. „Ich konnte“, erzählt sie selbst, „auch mit bewaffnetem Auge nicht mehr entdecken als das eine Wort: Caesar — aber mit ihm flamnte eine neue Welt vor meiner Seele auf, es brachte mir die erste schlaflose Nacht meines Lebens . . . Meinen Eltern fiel nichts auf, als mein Hang zur Einsamkeit. Auch dem wußte ich, durch das Mitnehmen eines Buches, seinen gefährlichen Schein zu nehmen, und bald fand man es selbstverständlich, daß ich so gerne allein sein wollte; man wußte ein „warum“! Dieses von niemandem beargwohnte Alleinsein war die Muse meiner ersten Gedichte. Eigentlich zaudere ich, hier das Wort „Gedichte“ niederzuschreiben. Es waren vielmehr in einem gehobenen Ton gehaltene Selbstgespräche, zu denen sich hier und da der Reim wie etwas Zufälliges gesellte. Oft sang ich sie auch. Ich behielt einzelne davon jahrelang im Gedächtnisse. Sie niederzuschreiben, fiel mir nie ein. Sie sollten mir gehören, mir allein, wie das Geheimnis der Stunde, die sie geboren.“

Als Jugendwerke der Dichterin sind zu nennen das Epos „Hermann“, das allgemein für das Werk eines Mannes genommen wurde, dann die Tragödie „Saul“ und die Erzählung „Die Zigeunerin“. Schon vorher hatte sie einen Band „Gedichte“ (1882) veröffentlicht. Noch nicht 20 Jahre alt war die Dichterin, als sie den Plan zu ihrem großen Epos faßte, das zehn Jahre ihres Lebens in Anspruch nahm.

Das Epos „Robespierre“ (Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig) offenbart entschieden ein wahrhaft geniales dichterisches Können. Kaum eine der anderen modernen Dichterinnen reicht an M. E. delle Grazie auch nur im entferntesten an Gestaltungskraft und Phantasietiefe heran. Das Epos ist modern im besten Sinne. Die Darstellung wirkt immer anschaulich, stimmungsvoll und spannend. Der eine, der es liest, wird mehr durch den Gang der spannenden Handlung, der andere durch die vollendete Schilderungs- und Charakterisierungskunst oder durch die tiefe Symbolik fortgerissen werden. Das Paris Ludwigs XVI., die Pracht der Königsstadt Versailles, die verblühende Kultur und Kunst des Rokoko und des absoluten Regiments wird in den ersten Kapiteln vor unseren Augen lebendig. Dann sind wir mitten im Elend der Armenviertel von Paris. Das Kapitel „St. Antoine“, in dem die einzelnen Volkstypen lebendig und drastisch geschildert werden, halte ich für eines der besten des Epos. Die Volkslieder, die von diesen Glenden und Abenteurern gesungen werden, treffen ausgezeichnet den Ton der französischen Volksballade. Die Revolution bricht allmählich aus. Die Volksführer sind äußerst lebensvoll dargestellt. Sie entsprechen den Bildern und den Charakteren, welche uns die Geschichte von ihnen aufbewahrt hat. Dennoch spielt sich in dem Epos etwas Größeres ab: Der Kampf der neuzeitlichen Ideen gegen die alten und mit einander. Robespierre und seine Freunde und Widersacher sind gleichsam die großen Symbole des Menschlichen wie der philosophischen und sozialen Ideen der letzten zwei Jahrhunderte. Hiermit sind wir zu dem subjektiven Inhalte der Dichtung gekommen. In diesen

Persönlichkeiten offenbart sich das universelle Empfinden der Dichterin. Robespierre ist der Einzelne, der Übermensch, der die Welt umgestalten möchte nach dem Bilde, das er von ihr hat. Er ist der Utopist und Sozialist, der Selbstlose und der Egoist, der, um die Welt von den nach seinen Begriffen Schlechten zu befreien, um die Welt zu beglücken, durch das Blut von Tausenden schreitet. Auf der Höhe angelangt, muß er bei der Feier „des höchsten Wesens“ erkennen, daß die Menge nichts weiter will als ihren Hunger stillen. . . . Er muß erkennen, daß all sein Thun menschlich vergänglich und egoistischer Art ist, er sieht hinter sich eine ungeheure Schuld liegen, die aus maßlosem Ehrgeiz und Irrtum emporgewachsen ist. So verzweifelt er an sich selbst und seinen Idealen. Nicht so sein Freund Saint-Just. Dieser ist zwar von vorneherein mit sich selbst im klaren, ihm fehlt jede Größe und jeder Glaube an sich selbst, nicht aber der Glaube an die Idee des Fortschrittes, als deren Träger er seinen Freund Robespierre ansieht. Als er mit letzterem auf dem Schaffot steht, verläßt ihn auch hier nicht sein Optimismus: er betrachtet die ganze Revolution nur als ein Stadium, aber als ein Stadium, in welchem die Menschheit mit Riesenschritten vorwärts gegangen ist. Wie die Figuren ungeheurer Fresken heben sich diese gewaltigen Charaktere von einander ab. Danton ist das Symbol der elementaren Naturkraft, die nur vorwärts treibt, unbewußt und gleichsam ohne Zweck und Ziel. Er ist der Titan der Revolution, während Marat ihr Teufel, ihr Dämon ist und in diesem Sinne aus Cynismus alles verneint. Allen diesen Naturen, in denen in kolossaler Größe die menschlichen Typen und Ideen symbolisiert erscheinen, steht die Natur selbst in ihrer unbarmherzigen Ruhe, die zugleich ewige, sich selbst regulierende Bewegung ist, gegenüber. In dieser Weltanschauung offenbart sich M. E. delle Grazie als eine Geistesverwandte des Philosophen Haeckel. Die Dichterin hatte aber das Bedürfnis, gleichsam in unmittelbarer Weise sich ihren Lesern außerdem in dem Epos zu offenbaren. Sie schuf deshalb die Phantasiegestalt der Lea, die dem Thatmenschen Robespierre einst in einer finsternen Nacht auf einem Friedhofe entgegentritt. Frei von allen Illusionen erscheint dieses Weib wie die personifizierte absolute Wahrheit, deren Weisheit alle süß durchschauern wird, die zu denselben Lebenserfahrungen gelangt sind.

In den „Gedichten“ und den später herausgegebenen „Italienischen Bignetten“ offenbart sich derselbe Geist, dieselbe gedankliche Tiefe, Kraft und Größe der Darstellung. Überall erkennt man — auch in den lyrischen Gedichten — das epische Talent, den Drang der Dichterin, sich in epischen Gestalten und Vorgängen zu veranschaulichen. Die großen Charaktere der Geschichte, namentlich der römischen, sind hier zu Symbolen für Ideen geworden. Das Buch „Italienische Bignetten“ ist das feinste Gedichtbuch dieser Art, das ich kenne: Was Italien an Natur- und Kunstschönheit birgt, die ganze tiefe Stimmung dieses Zauberlandes wird uns durch diese Gedichte erschlossen. Ein tiefer Zug der Sehnsucht und Genesung geht wie ein Heimatsgefühl durch das Buch.

M. E. delle Grazie hat zunächst noch das „Satyrspiel vor der Tragödie“: „Moralische Walpurgisnacht“ (Verlag von Breitkopf & Härtel) gedichtet, eine Gelegenheitsallegorie, die die Heuchelei und den Eigennutz der sogenannten herrschenden

Weltanschauung geißelt und sehr optimistisch der neuen Kunst die Mission zuweist, die Menschheit zur Wahrheit zu erziehen. Den Aberglauben verspottet die Dichterin auch in der Novelle „Bozi“, während sie in einer anderen Novelle „Der Rebell“ (beide derselbe genannte Verlag) eigentlich die positive Konsequenz aus ihrer Weltanschauung zieht: Ein einfacher Mann, der Zigeuner Lajos, kommt zur Erkenntnis, daß „auf der Welt Alle recht haben und nirgends Gerechtigkeit sein kann“.

Von großer Bedeutung sind die beiden letzten Dramen der Dichterin. Das Drama „Schlagende Wetter“ ist ein echtes soziales Drama, weil die Ideen der Zeit, moderne Menschen mit ihren Pflichten und Wünschen, Leiden und Freuden, Instinkten und Ideen, das moderne soziale Leben und sein Hauptproblem: Kapitalismus und Arbeit in ihm objektiv dramatisch dargestellt sind. Das Stück ist also kein Tendenzstück. Weltanschauungen plagen aufeinander, der Dichter vermag keiner den Sieg zu verleihen, die Vertreter beider — armselige, schuldbeladene Menschen sind alle — gehen bei einer Naturkatastrophe (Schlagende Wetter) zu Grunde. So sehen wir auch hier die persönliche Weltanschauung der Dichterin durchblicken. Gerade diese — universelle — Weltanschauung hat das Drama zu jener Objektivität emporgehoben, die ich die echte tragische im Sinne Hebbels nennen möchte. Das Stück wirkt daher auch äußerst lebenswahr. Es sind wirkliche Menschen, die sich hier bekämpfen. Deshalb wirkt das Stück auch harmonischer, größer, voller, wie z. B. Björnsons stark symbolistisches „Über unsere Kraft“ (II. Teil), mit dem es in diesem und jenem übrigens eine Ähnlichkeit zeigt. Bekanntlich endet Björnsons Stück recht schwach: an Stelle der zu Grunde gegangenen Menschen treten Schemen und Allegorien. Der Dialog ist in „Schlagende Wetter“ äußerst gespannt und dramatisch wirksam. Man erkennt an ihm, daß echtes dramatisches Können nicht zu experimentieren braucht, um natürlich und lebenswahr zu wirken. Kurz, das Stück, das auf den guten deutschen Traditionen sich aufbaut, weist — und auch gerade deshalb — in jeder Beziehung in die Zukunft.

Ganz anderer Art ist das Drama „Der Schatten“ (Buchausgabe, ebenfalls bei Breitkopf & Härtel; 2. Auflage). Es ist ein symbolistisches Stück, oder man könnte es auch ein Seelengemälde nennen. Vorgänge, Vorstellungen, Wünsche, wie sie in der Seele eines Künstlers leben, werden in dem Drama wie in einem Traume zur That, zu Handlungen. In dieser Beziehung erinnert das Drama an Grillparzers „Der Traum ein Leben“. Das Stück behandelt das wilde Verlangen eines Dichters, der bisher in der Stille schuf und dessen Persönlichkeit daher nicht zu ihrer vollen menschlichen Bethätigung gelangte, nach Freiheit, nach Lebensgenuß, nach thatkräftigem Wirken, vor allem nach Befriedigung aller Sinne und jener wilden, egoistischen und dämonischen Triebe und Instinkte, die heimlich in jedem Menschen schlummern. Dieser Dämon, die Schattenseite der menschlichen Seele, ihr Mephistofisches, tritt in dem Stücke personifiziert als „der Schatten“ auf. Das Stück ähnelt in dieser Beziehung der Fausttragödie. Der Schatten verleitet den Dichter, seinen Herrn, den Freund zu verraten, diesem die Geliebte zu rauben und diese zu morden. Ehe der Freund als Mörder des Mädchens hingerichtet wird, erwacht in dem Dichter aber die Reue, er verjagt den Schatten — und sieht sich plötzlich

wieder an seinem Schreibtisch sitzen: er hatte das alles nur geträumt, nur gedichtet, aber auch innerlich durchlebt und sich so von seinem Dämon durch seine Kunst befreit. Das Drama ist reich an poetischen Schönheiten, an tiefen Gedanken und auch an dramatisch wirksamen Stellen; aber es macht als Ganzes den Eindruck eines Fragmentes. Manche Sentenzen und bedeutame Scenen scheinen darauf hinzuweisen, daß die Dichterin anfangs noch mehr mit dem Drama zu geben beabsichtigte. Sollte dies nicht der Fall gewesen sein, so liegt eben ein Übergewicht an tiefen und bedeutungsvollen Ideen vor. Die weibliche Figur scheint uns nicht gelungen zu sein. Das Gebahren, das Martha Holm ihrem Verführer gegenüber zeigt, zeugt nicht gerade von weiblicher Klugheit. Erst recht spät erkennt sie seine Absichten. Einfachheit in jeder Beziehung hätte diesem Stücke, das mit prächtigen, starken Akkorden ausklingt, zu stärkerer Wirkung verholfen.

Die Berliner Range.

„Die Berliner Range“, so betitelt sich ein geradezu gemeingefährliches Machwerk, mit dem wir uns zu unserem eigenen Bedauern aus bestimmten Gründen, selbst auf die Gefahr hin, Klatsch dafür zu machen, etwas näher beschäftigen müssen. Ernst Georgy, so nennt sich im Pseudonym der Verfasser; lüftet man aber seine Maske, so entpuppt sich als Autor — Fräulein Margarete Michaëlfon zu Berlin. Das besagt schon ziemlich viel, wieviel, das werden wir bald erkennen, wenn wir uns den sogenannten Patriotismus dieser Dame und sodann die Art ansehen, in der die christliche Religion in ihren Büchern behandelt wird. — Lotte Bach, so heißt die „Range“, die Tochter eines Berliner Geheimen Regierungsrats, „macht“ ab und an ganz unvermittelt „in Patriotismus“, und da heißt es denn z. B. (Bd. I S. 74): „Wenn ich mal Kinder habe, lasse ich sie nichts Ausländisches sehen. Aber jeden Tag renne ich mit ihnen unter die Linden und zeige ihnen unsern geliebten Kaiser und Bismarck und Moltke und die trommelnde Schloßwache! Wer den alten Helden-Wilhelm sieht, wenn die Wache aufzieht und da nicht wie ein Schloßhund heult, der kann mir gewogen bleiben!“ Und weiter: „Sieben Söhne müssen von mir für's Vaterland sterben, und all' meine Töchter sollen wie Leonore Prohaska für unsere Hohenzollern kämpfen! Ach, wenn ich den Franzosen doch jetzt die Buchsen vollsohlen könnte!“ — Einen widerlicheren Ausdruck hat wohl ein sogenannter Patriotismus noch nie gefunden! Das nimmt einen allerdings nicht wunder, wenn man in einer Novelle Fräulein Margarete Michaëlfons von einer aristokratischen Männergestalt liest, mit einem feinen kleinen Kopf, „der trotz des hellblonden Bartes und der blauen Augen Race verrät.“ Wer freilich die blonden Haare und blauen Augen der Germanen nicht als Racekennzeichen anerkennt, dem muß wohl deutsches vaterländisches Empfinden fremd sein! — Noch schlimmer, weil gefährlicher ist aber, was Fräulein Michaëlfon über die christliche Religion schreibt. Wir finden das Nötige gleichfalls im ersten Bande der „Range“. Nachdem dort zunächst die geradezu ekelhafte Karrikatur eines Lehrers entworfen ist, der in Lottes Schule den Religionsunterricht erteilt, wird eine Szene aus einer Stunde bei Herrn Ruhn — so heißt der Lehrer — folgendermaßen geschildert: „Ruhn konnte keinen Namen behalten. Er wies auf die Mädchen mit dem mageren Finger und sagte kurz: „Nun Sie, bitte!“ — So war denn schon mindestens achtmal Paul Gerhards „Befehl dem Herrn deine Wege“ (natürlich zitiert Fräulein Michaëlfon dies Lied falsch!) mehr oder minder schön deklamiert worden. Da zeigte der Finger auf Lotte. Sie schnellte bereitwilligst empor. Eine kurze Bewegung sagte den anderen: „Paßt auf, jetzt kommt was!“ Dann legte sie warnend die Hand vor den Mund und begann endlich in getragener, langsam ernstem Ton folgende Improvisation:

„Wir alle, die vor dir hier sitzen
Und in deinen Stunden schwitzen,
Grauen uns vor deinen Haaren
Und dem In-die-Nase-fahren.
Raten dir, dich mal zu waschen
Samt dem Inhalt deiner Taschen;
Denn wir alle sahn noch nie
Solch ein ölig Borstenwieh!
Raum trittst du in unser Zimmer,
So erhebt sich ein Gewimmer
Ueber deiner Füße Latschen
Und den Schmutz an deinen Patschen
Oder deines Mundes Quatschen.“

Hier ging ihr Reimtalent und ihre Frechheit aus. — Sprachlos hatten ihr die Mitschülerinnen gelauscht. Solche Kühnheit war unerhört! Allgemach kam man zur Besinnung. Angstvolle Blicke richteten sich nach dem Katheder: Ruhn träumte! — Verhaltenes Nichern. Lotte verlor den Text. — Der Lehrer sagte sanft und gedankenvoll: „Brav, mein Kind!“ — Da brach unaufhaltsam ein Gelächter aus, welches in ein förmliches Gekreisch überging.“ — Wie Frä. Michaëlfon hier Paul Gerhards Lied zu travestieren wagt, das ist geradezu gemein-frivol, und dagegen verschwindet völlig, was man ihr sonst noch vorzuwerfen hätte, die Leichtfertigkeit z. B., mit der sie ein völlig falsches Bild der sogenannten Berliner Gesellschaft entwirft, und die unglaublich taktlose Art, mit der sie in Bd. VI der „Range“ für Berliner Geschäftsfirmen Reklame macht. — Es ist im höchsten Grade bedauerlich, daß der Verlag von Richard Bong, der sich durch die Herausgabe der „Modernen Kunst“ wirkliche Verdienste erworben hat, jetzt der „Berliner Range“ Zutritt gewährt hat. Noch mehr ist es freilich zu bedauern, daß das große Publikum derartige Nachwerke in ungezählten Bänden kauft und liest. Ohne den traurigen Geschmack der Durchschnittsleser könnte es unmöglich dahin kommen, daß ein Frä. Michaëlfon dem ersten Bande ihrer „Range“ bereits neun weitere Bände folgen ließ!

Margarete Lenk, die Bettelräuber.

Von Karl Fr. C. Hempfing.

Eine Erzählung für die Jugend. Druck und Verlag bei Johannes Herrmann, Zwickau i. S. 8°. 210 S. Preis geh. 1,60 Mk.; in elegantem Einband mit schöner Bignette 2,— Mk.

Wieder hat die rühmlichst bekannte Verfasserin unsere Kinderwelt mit einem Buche beschenkt, das sich ihren früheren Werken („die Zwillinge“, „ein Kleeblatt“, „des Pfarrers Kinder“, „der Findling“, „drei Wünsche“ etc.) würdig zur Seite stellt. Die Geschichte, die in den fünfziger Jahren des verfloffenen Jahrhunderts spielt, schildert die Schicksale und die wunderbare Lebensführung eines verwaisten Geschwisterpaares, der Kinder eines fahrenden Sängers aus den Tiroler Bergen. Mit gewohnter Meisterchaft sind die Charaktere gezeichnet: sowohl Franzl, der treuherzige Knabe mit dem weichen Gemüt und dem tiefen Heimatgefühl, als auch das lebenslustige Netli, dessen leichter, flatterhafter Sinn dem treuen Bruderherzen so viel Sorge und später einen so bitteren Schmerz bereitet. Mit wachsender Teilnahme verfolgen wir den Lebensweg dieser beiden Menschenkinder, wie der Bruder im Waisenhause, hernach in den Jahren der Lehre und der Wanderschaft zum stillen, ersten Jüngling und Manne reift, die Schwester aber in der vornehmen Umgebung, in die sie durch eine wunderbare Verkettung der Umstände geführt worden ist, bei viel äußerer Liebenswürdigkeit sich innerlich immer mehr in die Lust und Eitelkeit der Welt verliert, bis endlich eine durch ihren Leichtsinns verschuldete grobe Pflichtveräußerung, sowie der gleichzeitige Tod ihrer frommen Gespielin ihr die Augen öffnet. Ergreifend schön wird diese Wandlung, werden deren Folgen, darunter auch die schließliche Wiedervereinigung der Geschwister in den Bergen der Heimat, geschildert. Die Kunst der Erzählerin, durch die Darstellung grundverschiedener Charaktere die einzelnen Gestalten der Handlung desto wirksamer ins Licht zu setzen — wie bei geschickter Verteilung von Licht und Schatten auch die Hauptfiguren eines Gemäldes um so plastischer hervortreten — sehen wir auch in den übrigen Partien der Dichtung bethätigt: von dem dunkeln Hintergrunde eines Charakters, wie er uns in der pedantischen, kalt geseglichen Jungfer Schwarz begegnet, hebt sich das Bild des liebevollen Werner desto leuchtender ab; je mehr die eitle, egoistische Frau von Salza uns abstößt, desto mehr gewinnt ihr Gemahl, der vornehm ernste und doch so gemüthvolle Vater der kleinen kränklichen Gertrud, unsere Teilnahme. Das Milieu, aus dem die verschiedenen Charaktere erwachsen, die landschaftlichen und

sonstigen Verhältnisse, in deren Rahmen sich die Handlung bewegt, sind echt dichterisch mit großer Feinheit behandelt. Zu allen diesen Vorzügen aber kommt noch einer, der das Buch zu einer wahren Perle unter den für die Jugend bestimmten literarischen Erscheinungen der Gegenwart macht: der Geist gesunden biblischen Christentums, in dem die Erzählung geschrieben ist.

Solche Erzählungen wie die vorliegende verdienen in der That, in den weitesten Kreisen bekannt und gelesen zu werden; ebenso unterhaltend wie bildend, bietet das Büchlein zumal unseren jugendlichen Lesern eine gesunde, Geist und Herz veredelnde Kost; aber auch dem reiferen Alter wird die Lektüre neben dem Genuß einer fesselnden Unterhaltung mannigfaltige geistige Anregung und — besonders in pädagogischer Hinsicht — reiche Belehrung bieten. Möchte es der verehrten Verfasserin vergönnt sein, uns und unsere Kleinen noch oft durch Gaben ihrer Muse zu erfreuen!

Neue Bücher.

Hans Bethge, die Feste der Jugend. Berlin 1901, Schuster & Pöffler. Mit einem Bildnis des Autors. 180 Seiten.

Das neue Versbuch Hans Bethges, das in der kurzen Würdigung in Heft 1 dieser Zeitschrift angekündigt worden, liegt hier vor. Es enthält folgende Abschnitte: Prolog — Hedda Maria — Landschaften — Lolita — Frauen in Spanien — Erinnerungen — Carmen — Guirlande — Epilog. Die weiche, unendlich zarte Art Bethges tritt hier noch mehr hervor, und die klingende Musik seiner Worte schmeichelt sich noch inniger in Herz und Ohr, als es bei den früheren Büchern der Fall war. Mit dem Zarten und Weichen, oft wie ein Hauch nur Ange deuteten ist die Gefahr verbunden, einesteils in tändelnde Stimmungsmalerei, andererseits in thatlose Resignation hineingeraten und darin zu verkommen. Glücklicherweise ist das bei Bethge nicht der Fall. Er ist zu gesund dazu. Wenn er in dem einen oder anderen Gedicht haarscharf an die Grenze gerät, wo das Stimmungsmilde zum Schattenhaften werden könnte, so bewahrt ihn seine bewußte Künstlerschaft vor diesem Fehler, und seine kräftige Jugend reißt ihn aus der gefährlichen Traumwelt in die lachenden Gefilde schöner Wirklichkeit. Ja, Feste der Jugend sind es, die gefeiert werden, nicht im lauten Kreise der Genossen beim Jauchzen und Becherläuten; meist einsam im Angesichte der ewigen Natur oder in der beglückenden Nähe der Geliebten. Aber immerhin sind's Feste, keine Schwermutsblaserei, wenn auch das Stille und Innige vorherrscht. Und ist nicht das Stille und Innige meist auch das Große? Dankbar muß es anerkannt werden, daß hier wieder einmal eine gesunde und große Liebe zu dem Kleinen und scheinbar Unbedeutenden der Natur und des Lebens mit echter Kraft zu uns redet. Es ist dies sogar, wie Bethge zeigt, ohne Symbolismus möglich. Daß es nicht immer deutsche Bilder sind, daß die Wunderländer des Südens mit in den Rahmen aufgenommen sind, dient nur zur Bereicherung und willkommenen Abwechslung. Auf jeden Fall ist das stille und gereifte Dichten Hans Bethges, das abseits von der großen Heerstraße moderner Lyrik dem großen Ziele zuschreitet, heute bereits in dem bunten Schwarme von achtunggebietender Stärke und nicht mehr zu umgehen. Er besitzt die Eigenschaft, die manchem anderen fehlt und ihn nie zu etwas kommen läßt: die geschmackvolle, kritische Ruhe bei aller Fülle der Motive.

Köln.

Laurenz Kiesgen.

Hans Eichelbach, Rettet das Volkslied! 30 S. geh. 40 Pfg. Berlin NW., Boll & Pickardt.

Ein flammender Aufruf unseres verehrten Mitarbeiters, der zu vielen Ohren dringen möchte, auch zu den Ohren der maßgebenden Personen! In knappen Worten schildert Hans Eichelbach die traurigen Zustände unserer Zeit auf dem Gebiete des Volksliedes und läßt uns mit Schmerzen den Reichtum ahnen, den unser deutsches Volk an seinem Volksliede besitzt und den es zu verlieren in Gefahr ist; aber er begnügt sich nicht mit leeren Klagen, sondern er zeigt zugleich die Wege, die zur Besserung führen können. Das hübsch ausgestattete Heft müßte allen Seminaristen und allen Volksschullehrern von Amtes wegen in die Hände gegeben werden; dann könnte es großen Segen stiften. Unsere herzlichsten Wünsche begleiten es auf seinem Wege.

Heinrich Meyer, Die Sprache der Buren. Einleitung, Sprachlehre und Sprachproben. 105. S. geh. 2 Mk. Göttingen, Franz Wunder.

Über das Zeitgemäße dieser Arbeit ist kein Wort zu verlieren. Gerade weil die Blicke aller Deutschen und aller Christen nach dem Süden Afrikas gerichtet sind, wird man gern nähere Bekanntschaft mit dem Heldenvolke der Buren schließen wollen, und eine nähere Bekanntschaft vermittelt zunächst die Kenntnis seiner Sprache. Aus dieser Erwägung behandelt der Verfasser die Sprache und die Litteratur der Buren, schließt eine ausführliche Grammatik der Burensprache daran und giebt schließlich verschiedene Sprachproben, teils aus der Bibel, teils aus modernen Erzählungen und Gedichten. Die geschichtlichen und statistischen Mitteilungen am Anfange des Buches sind eine sehr willkommene Zugabe. Ausführliche Register, sorgfältige Quellenangaben und erklärende Anmerkungen vervollständigen die fleißige Arbeit und erhöhen ihren Wert.

Georg Buchwald, Martin Luthers deutsche Briefe, ausgewählt und erläutert. 223 S. geb. 2 Mk. Leipzig, Bernhard Richter.

Das Buch bietet 91 Briefe Luthers an seinen Kurfürsten und sein Weib, an Papst, Erzbischöfe und Bischöfe, an Herzöge und edle Herren, an Gelehrte und Bürgermeister. Die Auswahl ist offenbar nicht nur aus dem Gesichtspunkte getroffen, daß hier die geschichtlich wichtigsten Briefe dargeboten werden, sondern auch aus dem andern Gesichtspunkte, daß der Herausgeber die Eigenart Luthers charakterisieren wollte. Es bedarf keines Wortes über die Berechtigung dieses Buches. Unsere Zeit schreit geradezu nach dem kräftigen, die Hirnspinnste vertreibenden, die öde Schwarmgeisterelei und die faule Interesslosigkeit rücksichtslos beiseite schiebenden Mannesworte des deutschen Reformators. Darum können wir dem bekannten Herausgeber nur von Herzen dankbar sein, daß er die reichen Schätze, die in Luthers Briefen liegen, uns wieder zugänglich machen will, doppelt dankbar, daß er's in einer allgemein verständlichen Weise thut, indem er ein vollstündliches Buch herausgab. Mehrere Bilder schmücken die Sammlung, und überall sind Fußnoten angebracht, welche das Verständnis der altertümlichen Ausdrücke und der Zeitverhältnisse in sehr praktischer Weise vermitteln. Wir empfehlen das billige Buch wärmstens, auch für Volks- und Schulbibliotheken. Deutsches Volk, lies deinen Luther!

Max Beyer, Ein Goethepreis. Dritte Auflage. 80 S. geh. 90 Pfg. Dresden, Druckerei Glöb.

Das Büchlein ist ungemein lustig zu lesen und wird jeden, der einmal ein wenig tiefer in die Schriftstellerei unserer Tageszeitungen geblickt hat, nicht überraschen, aber doch sehr belustigen. Es ist zu köstlich, eine große deutsche Zeitung so jämmerlich hereinfallen zu sehen, weil sie alles durch die Parteibrille ansieht, und es ist entsetzlich scharf, wundervoll boshaft von Max Beyer, diesen Hereinfall mit allem ihm zu Gebote stehenden Sarkasmus auszuschlachten. Wer ein klares Urteil darüber gewinnen will, wie es heutzutage in unserer Journalistik „gemacht wird“, muß dieses Büchlein unbedingt lesen.

Litterarische Notizen.

Die zehnte Auflage der „Deutschen Nationallitteratur der Neuzeit“ von Karl Barthel, deren Neubearbeitung von Max Vorberg begonnen war, wird nach dem Tode desselben durch Herrn Missionsdirektor a. D. G. Burckhardt, unseren verehrten Mitarbeiter, vollendet werden.

Zu Ostern wird der unseren Lesern wohlbekannte Karl Ernst Knodt sein zweites Versbuch herausgeben, desgleichen ein Profabuch unter dem Titel „Fontes Melusinae“.

Ludwig Büchners „Kraft und Stoff“ ist in zwanzigster Auflage zum Preise von 2,50 M. bei Theodor Thomas in Leipzig erschienen.

Otto Erich Hartleben erhielt für sein Drama „Rosenmontag“ den diesjährigen Grillparzer-Preis.

Die „Gartenlaube“ begann am 1. Januar ihren 50. Jahrgang.

Wilhelm Herz, Dichter und Litterarhistoriker, starb am 8. Januar in München, 67 Jahre alt.

Heinrich Kruse, langjähriger Redakteur der Kölnischen Zeitung, starb am 13. Januar in Bückeburg, 86 Jahre alt.

Ernst Wichert starb in Berlin am 21. Januar, 71 Jahre alt.

Bis zum 15. Februar sind bei der Schriftleitung folgende Bücher eingegangen (Eine Besprechung bleibt vorbehalten):

Moris von Engel, Transaktionen. Schauspiel in drei Aufzügen. 145 S. geh. 2 Mk. geb. 3 Mk. Leipzig, Ed. Avenarius.
Jassy Torruud, Wenn's dunkel wird. 109 S. geb. 1,50 Mk. geb. 2 Mk. Berlin W., Alb. Goldschmidt.
Josephine Freiin von Knorr, Gedichte. 250 S. Vornehm geb. 4 Mk. Stuttgart, J. G. Cotta.
Eugen von Enzberg, Afrikanischer Totentanz. Dritter und vierter Teil. 152 u. 125 S. geh. je 1 Mk. geb. 1,50 Mk. Berlin W., Füssinger.
John Edelhheim, Beiträge zur Geschichte der Sozialpädagogik. 223 S. geh. 3,50 Mk.

geb. 5 Mk. Berlin, Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften.
Eugen Reh, Blumen am Wege. Dichtungen. 215 S. geh. 2 Mk. geb. 3 Mk. Braunschweig, Richard Sattler.
Julius Burggraf, Goethe und Schiller. Im Werden der Kraft. 468 S. geh. 5 Mk. geb. 6 Mk. Stuttgart, Karl Krabbe.
Max Kaufmann, Heine's Charakter und die moderne Seele. 110 S. geh. 2 Mk. Zürich, Alb. Müller.
Heinrich Ebeling, Glück und Christentum. 79 S. geh. 1,25 Mk. Zwickau, Johs. Herrmann.

Zeitschriftenschau.

- Muerbach, Berthold, und Grabbe.** Von Anton Bettelheim. Litterar. Echo. 10.
Berliner Brief. Von W. Schöller. Neue Bahnen. 3.
Bölsche, Wilhelm. Von Josef Theodor. Nord und Süd. 299.
Busch, Wilhelm, der Philosoph. Von Rud. Prescher. Litterar. Echo. 9.
Christus-Litteratur. Von v. D. Neue Bahnen. 3.
Dichter-Briefe. Von G. A. Erdmann. Internat. Litteraturberichte. 2.
Dilettantismus, Die Zukunft des. Von Heinr. Pudor. Kyffhäuser. 21.
Dramen, Neue. Von Wily. v. Scholz. Litterar. Echo. 10.
Gämann, Otto. Von Karl Scheffler. Lotse. 20.
Gruft, Otto. Von Gustav Falke. Lotse. 17.
Gruft, Otto, als Dramatiker. Von G. Metelmann. Internat. Litteraturberichte. 2.
Fahrenbacher Mundart, Texte in. Von Mina Nohe. Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. 6.
Frauenlitteratur, Moderne. Von A. Pappriß. Gesellschaft. 3.
Goethe, Der junge. Von Th. Achelis. Magazin für Litteratur. 7.
Goethebriefe, Eine neue Ausgabe der. Erwinia. 5.
Goetheschriften. Von Richard M. Meyer. Litterar. Echo. 9.
Hammerling, Robert. Von Chr. Schmitt. Erwinia. 5.
Herder und Jakob Burckhardt. Von Ernst Wachler. Deutsche Heimat. 19.
Hugo, Victor. Von Roland Hammer. Neue Bahnen. 3.
Jordan, Richard. Von Paul Tesdorpf. Hessenland. 3.
Jung-Elfaß, Noch einmal. Von René Schickel. Gesellschaft. 2.
Kunst und Religion. Von Rud. Klein. Gesellschaft. 2.
Lenau. Eine psychologische Betrachtung. Von Leo Greiner. Lotse. 18.
Lingg, Hermann von, als Lyriker. Von A. K. I. Tiel. Internat. Litteraturberichte. 3.
 Gesellschaft. 2.
Los von Berlin? Von Fritz Lienhard. Deutsche Heimat. 17.
Lyrik, Neue. Von Ad. Brieger. Internat. Litteraturberichte. 2.
Mundartenforschung, Ueber. Von Karl Haag. Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. 6.
Musik-Litteratur. Von Rud. Louis. Litterar. Echo. 10.
Müther, Richard, Studien und Kritiken. Von Paul Niefensfeld. Nord und Süd. 299.
Niederländischen, Zur Deklination im. Von Emil Trebs. Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. 6.
Neger, Max. Von Karl Straube. Gesellschaft. 3.
Roman, Ein unter seinen Leuten. Von Eugen Kalkschmidt. Lotse. 17.
Schanz, Frida. Von Hans Benzmann. Deutsche Heimat. 17.
Skizzenbücher, Neue. Von Theo Schäfer. Litterar. Echo. 10.
Sonett, Das. Von Otto Hauser. Litterar. Echo. 10.
Spitteler's Olympischer Frühling. Von Kurt Holm. Magazin für Litteratur. 6.
Stehr, Hermann. Von W. Leutrodt. Magazin für Litteratur. 7.
Türk, Der geniale Mensch. Von Karl Werner. Magazin für Litteratur. 6.
Uebervortell-Publikationen. Von Hans Fr. Frey. Internat. Litteraturberichte. 3.
Wedde, Johannes. Von Gustav Wendt. Lotse. 18.
Yvette Guilbert. Von Otto Stöbl. Wage. 5.

Unverlangt eingehenden Beiträgen sind die nötigen Briefmarken beizufügen, wenn im Falle der Unverwendbarkeit die Rücksendung gewünscht wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Warnke, Braunschweig, Hasanenstraße 51a.
 Verlag: Gose & Zehlaff, Berlin W. 35. — Druck: Herrcke & Lebeling in Stettin, Pölitzerstraße 81.

Monatsblätter

für

deutsche Litteratur.

VI. Jahrgang.

April 1902.

Heft 7.

Die Weggefellen.

Es waren treue Genossen,
 Die wollten wandern zu drei'n,
 Untrennbar, unverdroffen,
 Bis in den Himmel hinein.

Sie zogen des Wegs und sangen
 Durch schlafende Dörfer weit;
 Sternschimmernde Brunnen sprangen,
 Es glomm das Frührot breit.

Vor Strazburg steht eine Schenke,
 Dort prangte der Flieder süß,
 Dort blühte das Schild im Gehenke,
 Frau Wirtin lachte: Gott grüß!

Sie hob die Kannen, die Töpfe,
 Der Schelmin Auge stach,
 Und es flogen die knisternden Töpfe;
 Der Wandrer erster sprach:

Fahrt wohl, ihr guten Gefellen,
 Gott miß mir Freudenwein
 Und Glück mit silbernen Ellen:
 Der Wirtin Herz ist mein.

Die beiden zogen voll Sinnen
 Hinaus in den Sommertag;
 Wenn einer will freien und minnen,
 Kein Kraut dem helfen mag.

Sie wanderten gut und lange,
 Da sank dem Zweiten die Hand:
 Freund, mir wird heimwehbrange,
 Zu heiß den Weg ich fand.